Virginia und Magdalena

oder

die Milchschwestern.

Ein Roman

von

Emma D. E. N. Southworth,
Verfasserin von „Clifton's Fluch", „die Schwiegermutter", „die verstoßene Tochter" u. s. w. u. s. w.

Deutsch

von

Dr. Ernst Susemihl.

Vierter Band.

Leipzig, 1856.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Erſtes Kapitel.

Der Schweſter Herz.

Nach einer ſchweigenden Uebereinkunft war Magdalenens Name ſeit der letzten Unterredung zwiſchen Helene und Virginia weder in Gegenwart des Lord Cliffe noch irgend eines Anderen, den man nicht als einen vertrauten Freund von ihr kannte, in der Familie erwähnt worden. Aber als der Tag ſich näherte, wo ſie ihre Heimath und ihr Vaterland verlaſſen ſollte, um eine weite Seereiſe anzutreten und lange auszubleiben, empfand Virginia jenes ſchweſterliche Band, welches ſie nie aufzulöſen im Stande oder Willens geweſen war. Sie konnte ſich nicht entfernen, ohne ein neues Zeugniß von ihrer dauernden Liebe zu Magdalena zurückzulaſſen. Aber wie? Magdalena war verloren. Ja — aber Theodor Hervey war gegangen, um ſie aufzuſuchen. Darum beſchloß Virginia einen Brief an Magdalena zu ſchreiben und ihn an

den älteren Mr. Hervey zu ſchicken, um ihn Theodor zur weiteren Beförderung an Magdalena zu übergeben, wenn er ſie finden ſollte. Virginia ſchrieb dieſen Brief mit beredter und lebhafter Zärtlichkeit und bat ihre Schweſter, ſie von ihrem Aufenthaltsorte in Kenntniß zu ſetzen, ſo daß ſie zu ihr eilen könne, ſobald ſie nach Hauſe zurückkehre. Wenn es ihr paſſend erſcheine, möge ſie immerhin während ihrer Abweſenheit in die Halle zurückkehren, wo die Haushälterin Polly Pepper den Befehl habe, ihre Zimmer für ſie beſtändig in Bereitſchaft zu halten. Sie ertheilte ihr die liebevolle Verſicherung, daß ſie und ihr Vater ihr in allen Dingen Vertrauen ſchenken würden; wenn ſie nach Hauſe kommen, nur nach Hauſe kommen wolle, ſolle ſie mit der freudigſten Zärtlichkeit begrüßt werden. Niemand werde in ihr Geheimniß einzudringen ſuchen und man wolle nur ſo viel von der Geſchichte der letzten drei Jahre wiſſen, wie ſie ſelber mitzutheilen für gut halten würde. Sie ſagte ihr auch, wenn ſie zum Gebete niederknie, flehe ſie zuerſt und vorzüglich für ihre geliebte Schweſter; und wenn die Dienerſchaft ſich am Morgen und Abend zum Gebete verſammle, bete man für die verlorene Tochter und ſpreche den Wunſch aus, daß Gott ſie überwachen, leiten und regieren, und ſie endlich wohlbehalten zu ihnen zurückführen möge. Die erſten und letzten Worte waren: „Komm — komm nach Hauſe!“

Dieſen Brief faltete ſie zuſammen, verſiegelte,

überſchrieb ihn und gab ihn dann dem Lord Cliffe mit der Bitte, ihn in die Pfarrwohnung Old Foreſt abzuſchicken. Lord Cliffe las die Aufſchrift mit ſchlecht verhehlter Aufregung.

„Magdalena Mountjoy — durch gütige Beſorgung des ehrwürdigen Theodor Hervey. Weiß er — wo?“

Hier hielt er inne.

Virginia faßte ſeine Hand, zog ihn zu einem Sopha am Fenſter, ſetzte ſich nieder, ließ ihren Kopf an ſeiner Schulter ruhen und erzählte ihm unter vielen Thränen die Geſchichte von Magdalenens Verſchwinden, wovon er natürlich weit mehr wußte, als irgend Jemand. Es war gut, daß ſie ein wenig zurück ſaß und ihr Geſicht an ſeine Schulter lehnte, ſo daß ſie den Sturm in ſeinem Geſichte nicht ſehen konnte. Endlich fragte er in ſehr leiſem, aber feſtem Tone:

„Dieſer junge Geiſtliche — dieſer Theodor Hervey — war wohl der dunkle, maleriſche junge Mann, den ich hier im erſten Winter meiner Ankunft traf?“

„Ja.“

„Und er weiß Magdalenens Aufenthaltsort?“ fragte er weiter, ohne ſeinen Kopf zu Virginien zu wenden.

„Nein, er weiß ihn nicht, und die Sache iſt dieſe. Er liebte Magdalena und bot ihr ſeine Hand an. Magdalena hatte eine große Achtung vor ihm, ſchlug

aber seine Hand aus. Als sie verschwand nahm er es sich sehr zu Herzen. Er setzte sein Leben zum Pfande, daß er sie auffinden und zurückbringen wolle. Das ist die Sache. Ich vertraue ihm meinen Brief an, da er am wahrscheinlichsten Mittel finden wird, ihn an sie zu befördero. O! wenn sie nur entdeckt und uns zurückgegeben würde! O! Sie sehen, ich konnte das Land nicht verlassen, ohne unsere Heimath zum Empfange meiner Schwester zu öffnen, ohne an sie zu schreiben und sie bei all unserer Liebe anzuflehen, zu kommen und hier zu wohnen! So, Sie können den Brief lesen, wenn Sie wollen, Clinton, ich habe keine Geheimnisse vor Ihnen."

„Nein. Aber — billigt Ihr Großvater diese Einladung unter diesen Umständen — unter diesen ganz besonderen Umständen?" fragte Lord Cliffe ein wenig plötzlich und noch mit abgewendetem Gesichte.

„Mein lieber, ehrwürdiger Vater wird seine Arme für seine zweite Tochter öffnen, sobald sie kommt und ihr unruhiges Haupt an seine gute Brust legt, um Ruhe zu finden! O! Sie kennen meinen lieben, theuren Vater nicht! Wir Alle könnten unser ganzes Leben dazu anwenden, um zu erfahren, wie gut er ist! Nur Einer von Allen, die ich auf der Welt kenne, ist so gut wie er — nämlich der, den er auferzogen — Joseph!"

„Was meinen Sie, wird Magdalena zurückkehren?"

„Ich weiß es nicht — aber ich hoffe, daß Magdalena zurückkehren und Theodor, der sie verdient, wenn je ein Mann ein Weib verdiente, ihre Liebe und Hand gewinnen wird. Was ist?“

Diese plötzliche und erschrockene Frage stieß Virginia aus, als Lord Cliffe aufsprang, ihre Hand losließ und in heftiger Gemüthsbewegung auf und ab ging. Als er seine Fassung wieder erlangte und zurückkehrte, um sich wieder an ihre Seite zu setzen, wiederholte sie ängstlich ihre Frage und er entgegnete:

„Ein Schmerz! ein Schmerz, Virginia! theuerste Ginnie, liebten Sie Ihren Bruder gar sehr?“

* * *

Am nächsten Morgen machte sich die ganze Gesellschaft, die aus dem Richter Washington, Lord Cliffe, Virginia und Helene Hervey bestand, in dem alten Familienwagen auf den Weg nach Norfolk, welches sie in kurzen Stationen in wenigen Tagen erreichten. Dann schickten sie den Wagen durch den Kutscher in die Halle zurück, gingen an Bord des guten Schiffes Xyphias unter dem Capitain Harper und segelten nach Liverpool ab, wo sie nach einer langweiligen Fahrt von zwei Monaten ankamen. Sie begaben sich sogleich nach London, wo sie eine hübsche Wohnung bezogen, denn sie beabsichtigten in der Stadt zu bleiben, so lange das Geschäft währte, welches Lord Cliffe nach England führte. Während sie

hier waren, gingen sie täglich aus und wurden, so oft sein Geschäft es erlaubte, von Lord Cliffe begleitet, der ihnen als Führer diente und ihnen Alles Merkwürdige und Sehenswerthe in der Stadt oder in der Umgegend zeigte. Unter anderen Orten — nicht weil er merkwürdig oder sehenswerth war, sondern nur weil er als die muthmaßliche, künftige Heimath seiner Tochter ein Gegenstand von Interesse war — wurde auch Castle Cliffe, der Familiensitz des Lord Cliffe in Hertfordshire, auf die Einladung des Besitzers von dem Richter Washington und seiner Gesellschaft besucht und man brachte eine Woche dort sehr angenehm zu. Als die Angelegenheiten des Lord Cliffe endlich geordnet waren, reis'ten sie nach Schottland ab und besuchten alle die durch den großen Zauberer des Norden classisch, ja heilig gewordenen Orte; sie setzten ihre Reise zu den Hochlanden fort und fuhren zu den Orkney- und Schetlandinseln hinüber. Hier war der Versuchung kaum zu widerstehen, nach Norwegen und Schweden zu reisen — aber unvorbereitet auf diese Reise, kehrten sie nach Schottland zurück und begaben sich von dort nach Wales — wo sie mehrere Wochen in der wilden und schönen Umgebung zubrachten. Dann besuchten sie Irland, wo sie die ersten Wochen des Herbstes verlebten. Endlich kehrten sie nach London zurück, um einige Anordnungen zu treffen, ehe sie über den Kanal nach Frankreich führen, um den Winter in Paris zuzubringen.

Als sie nach London zurückkehrten, wartete ihrer eine freudige Ueberraschung. Ein Buch war erschienen, welches die Geister der Menschen gleich einer neuen Offenbarung überraschte — ein Buch aus dem Inneren Asiens, von einem jungen Missionair geschrieben, dessen Name bereits wegen seines Muthes und seiner Aufopferung bekannt war — ein Buch, dem, gleich den ersten Productionen jedes großen und originellen Denkers, ungemessenes Lob und Tadel zu Theil geworden — doch ein Buch voll des göttlichen Lichts und der christlichen Liebe. Der Titel war: „Die Harmonie des Glaubens," und der Verfasser Joseph Carey, Missionair in Changduagn in Hinterindien.

Wir dürfen nicht erst sagen, daß Virginia ein Exemplar dieses Buches besitzen mußte, ehe sie daran dachte, zu essen oder zu schlafen. Ja! wir dürfen nicht erst erwähnen, daß sie damit auf ihr Zimmer ging — daß sie das gefühllose Buch küßte und an sich drückte, daß sie es zärtlich behandelte und zu ihm sprach, als wäre es ein lebendiges Geschöpf gewesen. Dann beschäftigte sie sich angestrengt mit dem Inhalte desselben, stützte ihre glühende Wange mit der einen Hand, an welcher die goldenen Ringellocken niederwallten, während die andere das Buch hielt, auf welches ihr Blick gerichtet war. Ich darf nicht erst sagen, daß dieses Buch es war, welches Virginia's höheres Verständniß erweckte und sie mit Gegenständen von allgemeinem Interesse für das menschliche Geschlecht

beſchäftigte, die bisher über ihre Begriffe gegangen waren — daß ſie, die ſich nur als ein liebendes Mädchen zum Leſen niederſetzte, als ein denkendes Weib aufſtand — ſo plötzlich wird der Geiſt zuweilen von dem tiefen Schlafe erweckt und zu einem endloſen Leben und Wachsthum belebt.

Sie gingen nach Frankreich und brachten den Winter in Paris zu.

Im Frühling und Sommer machten ſie eine Reiſe durch Europa und kehrten früh im Herbſte nach England zurück, um von dort zu ihrer Heimath zurückzuſegeln. Ueberall wurde Joſeph Carey's Name von den jungen Perſonen mit tiefer Verehrung und von den alten mit hoher Billigung erwähnt. Er ſchien faſt den erſten Sturm des Widerſtandes, der ſich ihm entgegenſtellte, überwunden zu haben. Joſeph Carey, der Miſſionair, der chriſtliche Politiker, der Philoſoph, der Philanthrop, war die Bewunderung und die Begeiſterung des Tages. Seine Werke über das Heidenthum, über das Judenthum und den Muhamedanismus, die er geſchrieben, ehe er das erſte herausgegeben, waren bereits faſt in jede Sprache Europas überſetzt und wurden überall geleſen.

Virginia's Herz ſchlug vor Freude und ihre Augen ſprühten von zärtlichem Triumphe, als ſie ſie zu dem Geſichte des Lord Cliffe erhob, der ſie beobachtete, und dachte, während ſie ſich ſeiner ſtattlichen

Herablaſſung erinnerte, indem er verſprochen, etwas für Joſeph zu thun.

„Sie wollen Joſeph Carey beſchützen — jenen hellen Stern? Joſeph Carey's Wohlfahrt ſollte Ihre Sorge ſein? Ei! ſie iſt Gottes beſondere Sorge geweſen!“

Und ihre Seele triumphirte vor Freude und Wonne bei dem Gedanken, daß Joſeph, der namenloſe, dürftige, freundloſe Ausgeſtoßene, der arme Findling, dem ein Kind das Leben gerettet, und welcher dem Mitleid eines Greiſes ſeine Pflege und Erziehung verdankte — ja, der ſelbſt ſeinen Namen von ihm erhalten hatte — einen Namen, den er bereits berühmt gemacht, daß dieſer Joſeph ſich nicht als der verlorene Erbe einer unermeßlichen Beſitzung, bei ſeiner Geburt geſtohlen oder in der Wiege umgetauſcht — o, nein, denn ſeine Geburt und Verwandtſchaft war noch nicht aufgehellt, und er war noch der arme Findling — ſondern als Gottes eigenes Kind gezeigt hatte! als Gottes auserwähltes Kind, gekrönt mit der dreifachen Krone der Güte, des Genius und der Schönheit! geſalbt zur Anſtrengung und zum Dulden! ausgeſtattet, Großes zu erringen und zu triumphiren! O, ja! das Schweſterherz ſchlug vor Freude!

Lord Cliffe machte ſehr geringe Fortſchritte in ihrem Herzen; ſehr wenig war er über den Punkt hinausgekommen, wo er ein Jahr vorher geſtanden, als ſie ihm ihre ruhige, ſtille Neigung und Vertrauen

als Couſine gewährt hatte. Weit genug war Virginia von jener ungeträumten Liebe entfernt, welche jede andere Liebe übertreffen ſollte, ohne ſie zu zerſtören, und welche Lord Cliffe ihrem Herzen einzuflößen gehofft und erwartet hatte.

In dieſer Lage der Dinge kehrten ſie zu den Vereinigten Staaten zurück. Sie landeten in Norfolk und begaben ſich ſogleich nach Richmond, wo ſie an einem Sonnabend Abend nicht lange vor Weihnachten ankamen. Am Sonntag Vormittag gingen ſie in die biſchöfliche Kirche und hörten eine vortreffliche Predigt von dem dort angeſtellten Geiſtlichen, Doctor Goodwin. Auf den Abend um ſieben Uhr wurde auch eine Predigt angekündigt, und der Richter Waſhington beſuchte dieſelbe ebenfalls mit ſeiner Geſellſchaft. Obgleich die Kirche groß war, füllte ſie ſich doch völlig, ſo daß unſere Geſellſchaft, die etwas ſpät kam, genöthigt war, einen Stuhl am unteren Ende des Gebäudes in der Nähe der Thür einzunehmen. Sie traten ein und ſetzten ſich nieder — der Richter, Helene, Lord Cliffe und Virginia in der Ordnung, wie ich ſie genannt habe, und Virginia am oberen Ende des Stuhles. Doch was war dies? Welche ſeltſame, angenehme und zugleich ſchmerzliche Empfindung war dies? Welch' ein neuer Eindruck? War die Luft mit Electricität angefüllt? Sobald Virginia daſaß, erbebten ihre Nerven und ihr Herz ſchlug von einer neuen, ſeltſamen, halb angenehmen, halb ſchmerzlichen Regung! Der

Geiſtliche ſtand auf, um den Geſang zu nennen, der geſungen werden ſollte — die Worte des Liedes hatte ſie immer mit Begeiſterung bewundert; und jetzt wurde dadurch die frühere Gluth in ihrem Herzen entzündet; Doch erklärte dies die ſeltſame und neue Empfindung der gemiſchten Unruhe und des Entzückens nicht, die ihre Bruſt bewegte, als der volle Chor die begeiſternde Muſik und die Worte des Liedes anſtimmte.

Was lag in dieſer Muſik und in dieſer Poeſie, was ſie ſchon früher begeiſtert hatte, ſie aber jetzt mit einer neuen, fremden und gewaltſamen Empfindung überſchüttete, die das Blut in ihr Herz ſendete, während ſich eine eiſige Kälte über ſie verbreitete? Was lag in der Muſik, ſo daß jeder einzelne Ton, als ein geſondertes, fühlendes und bewußtes Weſen erſchien, welches ſich an ihre Seele wendete und ſie mit Entzücken und Qual erfüllte und ſie in ihrem furchtbaren Uebermaße faſt vernichtete. Das geiſtliche Lied war beendet und ſie ſank in den Winkel des Stuhles zurück.

Doctor Goodwin ſtand auf und gab den Text an: „Gehet hin und prediget das Evangelium allen Völkern.“ — Der Gegenſtand ſeiner Predigt war die fremde Miſſion. Ungeachtet der ſeltſamen Aufregung ihrer Nerven — oder als hätte der Haupteinfluß ſich verändert und jetzt eine beruhigende Macht ausgeübt, wurde ſie heiter und dann ſaß ſie in lieblicher Ruhe da, bis ſie ſich lebhaft für dieſe Predigt intereſſirte, wie ſie ſich bisher für jeden Gegenſtand intereſſirt

hatte, der mehr oder weniger nahe mit Joſeph Carey's Miſſion und Leben in Verbindung ſtand.

Doch am Schluſſe der Predigt, als der letzte Geſang ſich in ſchwellender Harmonie erhob, wurde ſie wieder abwechſelnd blaß und roth und empfand die Kälte und Hitze des Fiebers, und am Schluſſe ſank ſie wieder halb ohnmächtig in den dunklen Winkel ihres Stuhles zurück. Als der Geſang beendet war und ehe der Segen ausgeſprochen wurde, wendete ſich Doctor Goodwin zu einem Herrn, der an einer dunklen Stelle hinter der Kanzel ſaß und forderte ihn auf ſich zu nähern. Als er aufſtand und vor die Kanzel trat, ſtellte er ihn der Gemeinde mit den Worten vor:

„Meine lieben Brüder und Freunde, ich habe die beſondere Freude, Ihnen dieſen Abend einen jungen Mann vorzuſtellen, deſſen Name ſchon längſt jedem chriſtlichen Herzen bekannt iſt — nämlich den ehrwürdigen Joſeph Carey, bisher Miſſionair in Changduagn in Hinterindien.“

Ein leiſes Gemurmel der Ueberraſchung und der Freude verbreitete ſich durch die Verſammlung — es verſtummte und dann ſprach Mr. Carey in einigen angemeſſenen Worten voll Wahrheit, Natur und chriſtlicher Liebe die Freude aus, die er empfinde, wieder ſeine Landsleute und Mitchriſten zu begrüßen. Dann ſetzte er ſich nieder.

Hierauf kündigte Doctor Goodwin an, daß ſein geſchätzter Bruder am nächſten Mittwoch Abend eine

Vorlesung über die christlichen Missionsanstalten in Hinterindien halten werde.

Dann breitete der Geistliche seine Hände aus, die Versammlung stand auf, verneigte sich und empfing den Segen. Als dies vorüber war, begann die Versammlung sich zu bewegen — einige entfernten sich und andere drängten sich zum Altar hin, um den zurückgekehrten Missionair zu begrüßen. Der Richter Washington neigte sich zu Virginien und sagte:

„Komm, mein Kind, wir müssen gehen und Joseph willkommen heißen!"

Virginia war sehr blaß und sagte:

„Nicht jetzt! warten Sie, bis die Menge sich entfernt hat! Bleiben Sie hier! Er wird die Kirche nicht eher verlassen, als bis die Versammlung fort ist und dann muß er hier vorbeikommen! Ich bitte Sie, lieber Vater, warten Sie hier!" Sie blieben sitzen und beobachteten die glückwünschende Menge, die den Missionair umringte, dessen Kopf man eben über sie hinwegragen sah. Endlich begannen sie sich zu entfernen und kamen die Gänge herunter.

Als alle die Kirche verlassen hatten mit Ausnahme des Missionairs und einiger Herren, die genauer Bekannte von dem Richter waren, gab der letztere seiner Gesellschaft ein Zeichen und verließ den Kirchenstuhl. Er nahm Helene Hervey's Arm und Lord Cliffe führte Virginia; so gingen sie durch das Schiff zum Altar hin, wo Joseph noch stand und sich mit Doctor Good-

win, mit dem Gouverneur Mountjoy und einem anderen ausgezeichneten Herrn unterredete. Joseph Carey ſtand dort in dem hellen Lichte der Altarleuchter. Virginia blieb ein wenig zurück und lehnte ſich ſchwer auf den Arm des Lord Cliffe.

Sie ſah Joſeph Carey, wie er in dem vollen Lichte zwiſchen dem ehrwürdigen Doctor Goodwin und dem gleich ehrwürdigen Gouverneur Mountjoy daſtand — für ihre Augen als ein Fürſt, den der Himmel ſelbſt gekrönt, und von ſeinem Hofe umgeben. Seine hohe, ſtattliche Geſtalt war in den koſtbaren ſpaniſchen Pelzmantel gehüllt, der mit der claſſiſchen Grazie der römiſchen Toga und der königlichen Würde des Hermelinmantels um ſeine Schultern hing; ſeine hohe, weiße, herrliche Stirn — von dem goldenen Haar umgeben, ſchimmernd wie ein Sonnenſtrahl, und welches für einen Heiligenſchein oder eine Krone hätte gelten können — vereinte die Stirn eines Engels mit der Majeſtät einer königlichen Krone — ſo erhaben — ſo herrlich umgewandelt erſchien er ihr jetzt.

Das Blut, welches ſich zu Virginiens Kopfe drängte, muß ihre Augen geblendet haben, ſo daß Feuer vor ihnen flammte und ſie Sterne, Kronen und Heiligenſcheine erblickte, wo keine zu ſehen waren.

Ich wünſchte, ich könnte dem Leſer dieſen Miſſionair vor Augen ſtellen, wie er daſtand, und die Herzen mit dem Eindrucke electriſiren, den er wirklich machte.

In der That war eine große Veränderung mit Joseph Carey vorgegangen. Er war nicht mehr der zarte, schöne Knabe, schaudernd und von Leidenschaft zerrissen, wie der junge Schößling vom Wirbelwinde erschüttert und entwurzelt wird — matt und blaß vor Leidenschaft!

Nein, sondern der gereifte, gefaßte, sich beherrschende, gebietende Mann. Ein sehr schöner, stattlicher Mann von sehr edler Erscheinung, der selbst diesen bejahrten Würdenträgern der Kirche und des Staats hohe Achtung und Rücksicht abnöthigte.

Sobald er seine Augen erhob und den Richter Washington und seine Gesellschaft sich nähern sah, erhellte ein Lächeln der Ueberraschung und der Freude sein Gesicht, und vortretend, streckte er ihm die Hand entgegen, um ihn zu begrüßen. Sie drückten einander mit Wärme die Hände, und sprachen die Freude über dieses unerwartete Zusammentreffen aus. Wären sie dem Impulse ihres Herzens gefolgt, so würden sie einander umarmt haben, aber die Männer unserer Nation sind von kalten Sitten, wenn auch nicht von kalten Herzen. Dann reichte er Helene Hervey die Hand, und auf die Seite tretend, enthüllte der Richter seinen Blicken die Gestalt Virginia's, die sich auf Lord Cliffe's Arm lehnte.

„Lady Cliffe!" sagte Joseph sogleich näher tretend, ihr mit gerötheter Stirn die Hand reichend und sie anlächelnd.

Aber o! ein electriſcher Schlag hätte keine mächtigere Wirkung auf ihre Nerven ausüben können, als die Berührung jener längſt verlornen Hand — die Begegnung jenes längſt verlornen Blickes. Sie wünſchte zu antworten — ihm ſeinen Irrthum zu benehmen und ihn in der Heimath willkommen zu heißen — ſie wünſchte zu ſagen:

„Nein, Joſeph, noch immer Deine Schweſter Ginnie Waſhington, die ſo glücklich iſt — ſo glücklich, Dich wiederzuſehen!“

Aber ſie wagte es nicht, ſie konnte es nicht — eine ſeltſame Verſchämtheit und Demüthigung, die ſie nie in Bezug auf ihren Bruder empfunden hatte, vereinte ſich mit ihrer Zärtlichkeit und unterdrückte ihre Worte. Es lag etwas Gebieteriſches ſelbſt in ſeinem graziöſen Lächeln und in ſeinem ſanften Tone, was ſie zum Schweigen brachte, während die liebevollen Augen die ihrigen anſtrahlten und erſt jetzt die tiefe und leidenſchaftliche Natur des Weibes zum Leben erweckten! ſo voll Leben — ſo voll von einem neuen, mächtigen Leben — und doch ſo ſtill, ſo blaß und leidend, daß ihre Augenlider ſich langſam vor dem ſanften Blicke ſenkten, der auf ſie gerichtet war.

„Lady Cliffe, vermuthe ich?“ ſagte Mr. Carey, ſich fragend umſehend, indem er noch ihre Hand in der ſeinen hielt.

„Nein, Herr! bis jetzt noch Miß Waſhington,“

versetzte Lord Cliffe in nicht sehr wohlwollendem Tone und Benehmen.

Ein Blitz der unaussprechlichen Freude erhellte Joseph Carey's Gesicht, ungeachtet der warnenden Worte bis jetzt noch, auf einen Augenblick. Seine Augen richteten sich wieder auf die ihrigen und mit einer sanften Beherrschung sagte er, was nur ihr tiefes Herz hörte. Dann wendete er sich rasch zu Lord Cliffe und sagte entschuldigend:

„Mein großer Irrthum, mein Herr, ging aus einer Stelle in einer alten englischen Zeitung hervor, welche Ihre damals nahe bevorstehende Verheirathung mit Miß Washington ankündigte."

Ein Schmerz der Reue — sie wußte kaum warum — durchzuckte Virginiens Herz bei diesen Worten.

Statt der Antwort verbeugte sich Lord Cliffe steif.

Dies Alles ging in einem Augenblick vor, dann näherte sich der Richter Washington und bat um das Glück, Joseph Carey am folgenden Tage in seinem Hotel in Richmond zur Mittagstafel bei sich zu sehen. Joseph Carey nahm die Einladung an, und dann trennte sich die Gesellschaft.

Zweites Kapitel.

Virginia hatte während dieses Wiedersehens nicht gesprochen. Sie sprach nicht während der Fahrt von der Kirche zum Hotel. Sie sprach auch nicht, als sie sich mit Helene Hervey in dem Schlafgemache, welches für die beiden Mädchen gemeinschaftlich bestimmt war, allein befand. Sie schien sich in einer glücklichen Verzückung zu befinden, zu glücklich, um zu denken, noch weniger, um zu reden. Sie begab sich in derselben ununterbrochenen Stille zur Ruhe und die ganze Nacht stand ihr bei geschlossenen Augen und dem sanften Lächeln, der glückliche beredte Blick vor Augen, der aus Joseph's Seele zu ihrem Herzen gesprochen, als er erfahren, daß sie frei sei. Mit dem Morgen verschwand die glückliche Vision und es kam die Wirklichkeit. Sie erinnerte sich der Wünsche ihres Großvaters und der Erwartungen der Welt — und vor allen Dingen ihres dem Lord Cliffe gegebenen Ver-

ſprechens — und zugleich des Vertrauens und der unſterblichen Neigung, die zwiſchen ihr und Joſeph Carey herrſchte. Aber ſie erinnerte ſich aller dieſer nicht zu vereinigenden Thatſachen ohne die geringſte Verwirrung der Ideen, ohne Zweifel oder Furcht. Ihr Kopf war klar, und ihr Herz ſtark und der Plan ihres Lebens und ihrer Handlung lag deutlich und harmoniſch vor ihr. Sie las jetzt die Vergangenheit mit ungetrübtem Auge, wie ſie ungeblendet die Zukunft las. Sie verſtand jetzt vollkommen die Seelengröße und die Selbſtaufopferung, die Joſeph Carey um ihretwillen zu einem verbannten Wanderer gemacht; ſie verehrte den Glauben, die Hoffnung, die Liebe, womit er jene Verbannung der Sache Gottes und der Menſchheit zu widmen bemüht geweſen, und pries den Muth, die Energie und die Beharrlichkeit, womit er mächtige Hinderniſſe überwunden und große Erfolge errungen.

Als ſie ſich bei der Familie zum Frühſtück einfand, zeigte ſie ein friſches und freudiges Geſicht, wie man es ſeit ihrem ſechzehnten Jahre nicht an ihr geſehen. Alle bemerkten es ſchweigend und ſchrieben die glückliche Veränderung der richtigen Urſache — Joſeph Carey's Rückkehr zu — aber mit ſehr verſchiedenen Empfindungen — Helene Hervey mit ruhiger Theilnahme, Richter Waſhington mit Unruhe, Lord Cliffe mit Aengſtlichkeit. Als das Frühſtück beendet war, und der Richter eben ſeinen Mantel anziehen

wollte, um auszugehen, folgte ihm Virginia, faßte ſanft ſeinen Arm und ſagte leiſe:

„Vater, ich wünſche irgendwo allein mit Ihnen zu reden. Ich möchte Ihnen mein Herz öffnen.“

Er blickte auf ihr ernſtes, aber glückliches Geſicht nieder und ſagte mit einiger Aengſtlichkeit:

„Wenn ich zurückkomme, mein liebes Kind! Ich bin haſtig zu einem dringenden Geſchäfte gerufen worden. Wenn ich zurückkehre, meine Liebe, will ich Dich anhören.“

Er beugte ſich nieder und drückte einen Kuß auf ihre Stirn; dann knöpfte er ſeinen Mantel zu, nahm Hut und Stock und wollte eben hinausgehen, als Lord Cliffe ihn an der Thür aufhielt, und ihn um die Gunſt einer Unterredung bat, wenn es ſeine Zeit geſtatte. Der Richter wendete ſich zu ihm um, kaum im Stande ein Lächeln bei dem Gedanken zu unterdrücken, daß gerade an dieſem Morgen alle ſo dringend mit ihm reden wollten.

„Mein lieber Herr,“ verſetzte er, „ich werde haſtig an das Bett meines alten Freundes, des General Mountjoy gerufen, welcher plötzlich krank geworden. Wenn ich zurückkehre, wird es mich glücklich machen, auf Ihrem oder meinem Zimmer eine Unterredung mit Ihnen zu haben.“

„Erlauben Sie mir, Richter Waſhington, Sie bis an General Mountjoy's Haus zu begleiten. Ich kann Ihnen unterwegs mein Anliegen mittheilen.“

„Ich bitte mich zu entschuldigen, mein Herr, ich habe es sehr eilig. Wenn ich zurückkehre, werde ich zu Ihrem Befehle stehen.“

Sich tief verneigend, ging der Richter hinaus. Er war indessen noch nicht weit gekommen, als ihm Mr. Carey begegnete, der mit dem ehrenwerthen Mr. J. M. Arm in Arm ging, der zwar damals noch ein aufgehender Stern war, aber schon zu den ausgezeichneten Männern seiner Zeit gehörte. Sich verneigend und entschuldigend, entfernte sich Mr. Carey auf einen Augenblick von seinem ausgezeichneten Begleiter, wendete sich zum Richter Washington und sagte:

„Mein lieber Herr, können Sie mir diesen Morgen, sobald es Ihnen gelegen ist, eine Unterredung gewähren?“

„Hm! mein lieber Joseph, ein Premierminister oder ein königlicher Günstling könnte nicht mehr gesucht sein, als ich diesen Morgen! Jetzt habe ich schon drei Bestellungen. Ich werde das Vergnügen haben, Dich bei der Mittagstafel zu sehen. Nachher stehe ich zu Deinen Diensten. Guten Morgen, mein Lieber!“

„Verzeihen Sie mir, ich war auf dem Wege zu Ihrer Wohnung. Habe ich Ihre Erlaubniß, diesen Morgen Miß Washington zu besuchen?“

„Ja, geh, Joseph! Guten Morgen.“

„Guten Morgen, mein Herr,“ versetzte Mr. Carey, sich verbeugend und seine Schritte beschleunigend, um Mr. J. M. einzuholen.

Joſeph Carey holte ſeinen Begleiter ein und ſie gingen mit einander bis vor das Hotel des Richter Waſhington, wo der letztere weiterging, während der erſtere in das Haus eintrat. Er fand Virginia allein im Beſuchzimmer. Lord Cliffe hatte bald nach dem Richter Waſhington das Haus verlaſſen. Helene Hervey war nicht wohl und hatte ſich niedergelegt.

Leſer, ich will mich nicht in die Unterredung der ſo lange getrennten Freunde eindrängen. Es mag hinreichend ſein zu ſagen, daß Joſeph eine Stunde allein mit Virginia in dem Beſuchzimmer zubrachte, und daß ſie ſich dann bis fünf Uhr trennten, während ſie in lächelnder Verzückung auf dem Sopha zurückblieb und er das Haus mit glücklicher Miene und gebieteriſchem Schritte verließ. Eine kurze Strecke von der Thür begegnete ihm der Richter Waſhington, der nach Hauſe kam. Ein wenig weiter, traf er Lord Cliffe, ebenfalls auf dem Heimwege. Die Herren berührten ſchweigend ihre Hüte, als ſie an einander vorübergingen — das war Alles. Lord Cliffe beſchleunigte indeſſen ſeine Schritte, holte den Richter ein, als er gerade das Hotel erreichte, und ſie traten zuſammen in's Haus. Der Richter Waſhington zeigte ſich bereit, Lord Cliffe in ſeinem Zimmer zu empfangen, und die beiden Herren begaben ſich dorthin. Lord Cliffe's Geſchäft bei dem Richter war, ihn zu bitten, ſeine Enkelin zu beſtimmen, einen Tag, und zwar einen ſehr nahen Tag zu ihrer Trauung zu beſtimmen. Er ſagte,

er wünſche die Dame und ihre Freunde nicht auf ungehörige Weiſe zu übereilen, aber der lange Aufſchub ſei mehr als genug geweſen, die Geduld eines viel ruhigeren Bewerbers, als er ſei, zu erſchöpfen. Er wolle das einzige Kind nicht von ihrem bejahrten Großvater trennen — er wünſche nur, ſie ſich zu ſichern; und wenn das geſchehen, würde er völlig bereit ſein, das erſte Jahr ihrer Ehe in Amerika zuzubringen und dann abwechſelnd in Amerika und in England zu leben, indem er hoffe, daß der Richter ſie immer dorthin begleiten werde. Der Richter verneigte ſich bei dieſem Vorſchlage und ſagte, er wolle mit Virginien reden — ihr Seiner Herrlichkeit Wünſche vortragen und ſie lebhaft unterſtützen. Da aber müſſe ſein Einfluß enden und dürfe ihrem Willen keinen Zwang anthun.

So endete die Unterredung, und da der Richter ſich jetzt ſeines Virginien gegebenen Verſprechens erinnerte, klingelte er und ließ ſie zu ſich rufen. Virginia trat in's Zimmer, ein Buch in der Hand, in welches ſie einen Finger geſteckt hatte. Sie näherte ſich, zog ein Fußkiſſen zu dem Lehnſeſſel ihres Großvaters hin, ſetzte ſich zu ſeinen Füßen nieder und legte das Buch offen auf ſeine Kniee, ließ ihre Hände darauf ruhen und richtete ihre Augen mit einem Ausdruck der ernſten Schlauheit, wenn ich ſo ſagen darf, auf die ſeinigen.

„Nun, Virginia, mein Kind, ich habe Dich rufen

laſſen, nicht nur in Uebereinſtimmung mit meinem Verſprechen, ſondern auch um dem Lord Cliffe mein Wort zu halten. Und ich vermuthe, Virginia, daß Beides ſich auf denſelben Gegenſtand bezieht — nämlich auf Deine Verheirathung."

Virginia's Geſicht röthete ſich, doch verlor es ſeinen glücklichen, vertrauensvollen Ausdruck nicht. Dann faßte ihr Großvater ihre beiden Hände, blickte mit ſehr ernſter und ängſtlicher Zärtlichkeit auf ſie nieder und begann in feierlichen Tönen zu reden. Er theilte ihr den Inhalt ſeiner Unterredung mit Lord Cliffe mit und wiederholte Alles, was er bei einer früheren Gelegenheit von dem langen Aufſchube der Trauung zu ihr geſagt — und ſeitdem war bereits wieder ein Jahr vergangen. Dann erwähnte er ſeinen lebhaften Wunſch, ſie verheirathet zu ſehen, ehe er aus der Welt abgerufen werde — ſein hohes Alter — die Ungewißheit des Lebens — und bat endlich ſein Kind, wenn ſie ihn liebe, ihn ruhig und ihrem Bewerber glücklich zu machen, indem ſie den Tag zu ihrer Heirath beſtimme.

„Nun, war es nicht in Betreff dieſer Heirath, daß Du mit mir ſprechen wollteſt, Virginia?"

„Ja, lieber Großvater — und ich ſage Ihnen jetzt, ich weiß, daß es unrecht ſein würde, wenn ich Lord Cliffe noch länger in einem Irrthume laſſen wollte."

„Welcher iſt das, meine liebe Virginia?"

„Dem Lord Cliffe zu gestatten, noch mehr Zeit und Aufmerksamkeit einer Person zu widmen, die nie seine Gattin werden kann!“

„Mein Kind, Du betrübst und bekümmerst mich über alle Maßen!“ sagte der Richter mit einem Blicke des Kummers und Erstaunens.

„Mein lieber und geehrter Großvater, ich bedaure sehr, daß es so ist — aber hören Sie meine Gründe an und Sie werden mich nicht tadeln; hören Sie mich zu Ende und ich bin gewiß, Sie werden sich nicht ängstlich oder auch nur unruhig meinetwegen fühlen!“

„Fahre fort!“

„Lieber Großvater, erinnern Sie sich gefälligst, was vor einem Jahre geschah. Als Sie zuerst diese Verbindung mit Lord Cliffe gegen mich erwähnten, sagte ich Ihnen sogleich, wen ich mehr liebe, als die ganze übrige Welt zusammen. Und als Sie mir dessenungeachtet riethen, Lord Cliffe's Antrag anzunehmen, willigte ich ein, es zu thun, doch entdeckte ich ihm in aller Aufrichtigkeit die Neigung, wovon ich zuerst mit Ihnen gesprochen hatte. Er lächelte nur und bat um Zeit und Gelegenheit, zu versuchen, den ersten Platz in meinem Herzen zu gewinnen. Durch Ihre Wünsche und das Ihnen gegebene Versprechen gebunden, willigte ich ein. Ich habe mein Wort gehalten. Länger als ein Jahr habe ich in seiner fast ausschließlichen Gesellschaft gelebt und um Ihretwillen

habe ich versucht, ihn zu lieben. Vergebens! Denn wenn ich ihn auch ein wenig mehr liebe, als im vorigen Jahre, so ist es doch nur mit jener Zuneigung, die durch Gewohnheit und Umgang herbeigeführt wird, und die ich immer für jede Person oder Sache empfinde, die nicht gerade durchaus unangenehm ist und in deren Nähe ich eine Zeitlang gelebt habe und die nichts mit Respect oder Achtung zu thun hat. Lieber Großvater, ich will Ihnen meine ganze Meinung von Lord Cliffe sagen. Ich will Sie von den verschiedenen Eindrücken in Kenntniß setzen, die er zu verschiedenen Zeiten auf mich gemacht hat, so wie von dem endlichen Erfolge meines Begriffes von ihm. Als ich meinen Vetter zuerst sah, und während des ersten Winters unserer Bekanntschaft war mein Eindruck von ihm sehr ungünstig. Jener ungünstige Eindruck wurde ausgetilgt, als ein näherer Umgang mir den Zauber seines Benehmens und den Glanz seiner Talente zeigte, die mich fast blendeten und verwirrten. Eine längere und genauere Bekanntschaft machte mich aber mit diesen glücklichen Fähigkeiten vertraut und nahm ihnen ihre gefährliche und irreleitende Macht, während sie mir den Charakter Clinton Carey's, Lord Cliffe, enthüllte."

„Oder vielmehr, was Du für seinen wahren Charakter hieltest."

„Nein, lieber Großvater, ich irre mich nicht — die Wolke des ungerechten Vorurtheils und der

Schimmer der außerordentlichen Bewunderung sind meinen Blicken entschwunden und ich sehe deutlich."

„Welches ist denn die Totalsumme Deiner gesellschaftlichen und physischen, Deiner moralischen und geistigen Schätzung Deines Geliebten, des Lord Cliffe?"

„Meines Bewerbers, des Lord Cliffe, denn mein Geliebter ist er nicht, er war es nie und wird es auch nie sein — nun also, ich beurtheile meinen Bewerber so — in gesellschaftlicher Hinsicht ist er ein Edelmann von hohem Range und Reichthum, der ein Staatsmann von Auszeichnung zu werden verspricht; in physischer Hinsicht ist er ein auffallend schöner Mann mit sehr vornehmer Miene; in geistiger Hinsicht ist er mit glänzenden Talenten und Fähigkeiten begabt; in moralischer Hinsicht ist er tapfer, glühend, edel, großmüthig — aber — aber — irgendwo — in seinen Gesinnungen oder Gefühlen, in seinen Grundsätzen oder Ansichten — ich weiß nicht wo — ist er ungesund. Ich konnte ihm nicht vertrauen — ich konnte mich nicht auf ihn verlassen. Ich konnte mich nicht sicher und ruhig bei ihm fühlen, wie bei Joseph Carey."

„O! Joseph Carey! Ich vermuthe, meine Liebe, es war die wunderbare Berührung von Joseph Carey's Hand am letzten Abend, welche machte, daß die Wolken vor Deinen Augen verschwanden!"

„Nein — und ja — Großvater! Nein, denn wenn Sie mich gestern dringend zu dieser Heirath

aufgefordert hätten, würde ich wie jetzt ja geantwortet haben — denn gewiß war es das Wiedererscheinen des Mr. Carey, welches Lord Cliffe veranlaßte, auf unsere baldige Verheirathung zu dringen. Ja — denn die Zusammenkunft mit Joseph Carey hat mich gelehrt, daß ich, wenn ich recht handeln will, nur ihm meine Hand reichen kann!"

„Virginia, mein liebes Kind! Dies ist romantische Thorheit!"

„Hören Sie mich an, lieber Großvater," sagte sie, und ihr Gesicht wurde ernst und selbst andächtig in seinem Ausdruck. „Hören Sie mich an! — Ich rede die Worte der Wahrheit und Nüchternheit. Ich habe heute die Trauungsformel gelesen — worin das Weib auf die feierlichste Weise Gott zum Zeugen ihres Gelübdes aufruft und im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes verspricht, den Mann, den sie heirathet, bis zum Tode zu lieben, zu ehren und ihm zu gehorchen. O, Gott! welch' ein schreckliches Gelübde, selbst einem Manne abgelegt, den man aufrichtig liebt, hochachtet und den man unbedingt zu gehorchen geneigt ist. Welch' ein entsetzliches Gelübde — um es nicht Meineid und Gotteslästerung zu nennen — würde es auf meinen Lippen sein, wenn ich vor Gottes Altar stehen und Gottes Namen zum Zeugen anrufen wollte, daß ich einen Mann bis zum Tode lieben wolle, den ich als Gatten überhaupt nicht lieben könnte — daß ich einen

Mann bis zum Tode ehren wollte, den ich nicht einmal achten kann — daß ich einem Manne bis zum Tode gehorchen wolle, zu deſſen Redlichkeit ich nicht einmal Vertrauen hegen kann! — Guter Himmel! es wundert mich, daß eine weibliche Zunge nicht vor Entſetzen gelähmt wird, wenn ſie einen ſo ſchrecklichen Meineid ausſpricht!"

„Man betrachtet es als eine bloße Form! Jene Ceremonie wird vielleicht zu ſehr als eine bloße Form betrachtet."

„Als eine bloße Form! — wenn Herz, Gehirn und Gewiſſen jedem begeiſterten Worte beiſtimmen, welches in dem Gelübde enthalten iſt, wenn es in Aufrichtigkeit geſprochen und Gott zum Zeugen angerufen wird!"

„Ja! man hat es zu ſehr als eine bloße Form betrachtet?"

„Lieber Großvater, dies Alles — Liebe, Verehrung und Gehorſam — kann ich mit reinem Gewiſſen, mit glühendem Herzen und feſtem Willen vor den Augen Gottes Joſeph Carey verſprechen; denn ich habe ihn geliebt, geehrt und ihm gehorcht, ſo lange ich denken kann, bis zu der Zeit, wo er uns verließ. Nie iſt mir ein Zweifel an ſeiner Weisheit oder Güte in den Sinn gekommen — ich liebe und ehre ihn mehr als je!"

Der Richter Waſhington ſeufzte tief. Seine

Familienvorurtheile, die er ungeachtet ſeiner beſſeren Natur hegte, waren tief verwundet.

„Virginia,“ antwortete er, „ich will nicht darauf beſtehen, daß Du Lord Cliffe heirathest! Vielleicht — obgleich es der Lieblingswunſch des Oberſten Carey war, und auch ich es lebhaft wünſche und ſeine perſönliche Autorität ſich noch außer der meinigen auf mich vererbt hat — vielleicht habe ich, genau genommen, kein Recht dazu, aber gewiß bin ich dagegen, daß Du Joſeph Carey heirathest, einen jungen Mann, der freilich in vieler Hinſicht bewundernswürdig, aber doch immer keine Partie für Miß Waſhington iſt.“

„Keine Partie für mich, Großvater! nein, der Himmel weiß, er iſt es nicht, denn er ſteht zu hoch über mir.“

„Du biſt eine romantiſche Thörin, Virginia! — Denke nur, mein Kind, was man in Deiner heimathlichen Grafſchaft ſagen würde, wo Du die letzte und einzige Repräſentantin zweier der älteſten Familien und zweier der größten Beſitzungen in der Grafſchaft biſt — und wo es von der Stunde Deiner Geburt und als man erfuhr, daß Du ein Mädchen wareſt, ein Gegenſtand der Berechnung und Muthmaßung wurde, wer wohl Dein künftiger Gatte, der künftige Herr der beiden großen Beſitzungen ſein würde — was wird man im ganzen Staate dazu ſagen, wo Deine Hand als ein großer Preis betrachtet wurde, um den ſich die ausgezeichnetſten, unverheiratheten Männer bewerben

konnten, was wird man im ganzen Staate dazu sagen, wenn es heißt, Miß Carey Washington hat ihre Hand und Vermögen einem dürftigen Abenteurer gewährt, der selbst seinen Namen dem Mitleid ihrer Mutter verdankt?"

„Einen Namen, den er berühmt gemacht hat! O, Großvater, ich weiß nicht, was man nach den alten Vorurtheilen Virginiens sagen wird, wenn die alten Familien in Virginien hören, daß Miß Carey Washington ihre Hand und ihr Vermögen einem dürftigen Abenteurer gewährt hat; aber ich weiß, welch' ein stolzer und glücklicher Tag es für Ginnie sein wird, wenn sie Joseph Carey's Weib wird! Großvater, ich wünschte, Sie könnten fühlen wie — meine selige Mutter fühlen würde, wenn sie auf der Erde wäre!"

„Virginia! ich sagte Dir, daß ich Deiner Verheirathung mit diesem jungen Manne entgegen bin!" wiederholte der Richter Washington mit Nachdruck, indem er seine Arme zusammenfaltete, sich auf seinen Stuhl zurücklehnte und sie ernsthaft anblickte.

Virginia begegnete ohne zu erbeben, seinem festen Blicke — obgleich ihre Augen voll Traurigkeit und Entschlossenheit waren.

„Was sagst Du dazu, Virginia?"

„Daß es mir sehr leid ist, Vater!"

„Daß Du aber dennoch entschlossen bist, ihn zu heirathen?"

Virginia ſchwieg und richtete ihre Blicke auf den Boden.

„Erfreue mich mit einer Antwort, wenn's gefällig iſt!“

Virginia's Stirn röthete ſich vor Verwirrung. Es war das erſtemal in ihrem jungen Leben, daß ihr Großvater ſo mit ihr geſprochen hatte, und es verwundete ſie tief. Dennoch entgegnete ſie in deutlichen und ſicheren Tönen:

„Mein lieber Großvater, ein ſo weiſer und guter Mann, wie Sie, wird nicht lange bei einem Widerſpruche beharren, der auf den Vorurtheilen des Ranges beruht und noch dazu gegen einen ſo edlen, jungen Mann, wie Joſeph Carey, gerichtet iſt! Indem wir dies glauben und auf Gott vertrauen, wollen wir ein wenig warten. Verzeihen Sie mir, lieber Großvater, wenn ich Sie beleidigt habe, und ſegnen Sie mich um meiner verſtorbenen Eltern willen — denn ich kann heute nicht wieder lächeln, wenn Sie unzufrieden mit mir ſind.“

Der Richter legte ſeine Hand auf ihr geſenktes blondes Haupt und ſagte ſanft:

„Gott ſegne Dich, Virginia, mein Kind! und Gott bringe Dich oder mich zu der rechten Denkungsweiſe!“

Und er entließ ſie.

In Folge der erhaltenen Einladung kam Joſeph Carey zur Mittagstafel, und ungeachtet alles deſſen,

was zwiſchen Virginia und ihrem Großvater vorgegangen war, empfing ihn der Richter Waſhington mit der äußerſten Freundlichkeit und veranlaßte ihn bald, einen Bericht über Hinterindien und die chriſtlichen Miſſionen zu ertheilen, worauf Virginia und Helene mit dem lebhafteſten Intereſſe horchten.

Lord Cliffe war wirklich ſehr ängſtlich in ſeinem Herzen, doch war er zu wohl erzogen, um ſeine Unruhe zu verrathen. So, ungeachtet einiger verborgenen und unangenehmen Elemente verging der Abend ſehr angenehm. Joſeph Carey entfernte ſich zu einer etwas ſpäten Stunde. Bald nach ſeiner Entfernung begab ſich der Richter ſehr ermüdet auf ſein Zimmer. Virginia und Helene bereiteten ſich vor, ſeinem Beiſpiele zu folgen, als Lord Cliffe die erſtere zurückhielt, indem er ſagte:

„Einen Augenblick, Miß Waſhington, wenn es Ihnen gefällig iſt, und wenn Miß Hervey uns entſchuldigen will?“

Helene Hervey verneigte ſich, verließ das Zimmer und machte die Thür hinter ſich zu. Lord Cliffe führte Virginia zu dem Sopha, ſetzte ſich zu ihr, faßte ihre Hand, ſah ihr traurig, zärtlich und halb vorwurfsvoll in's Geſicht und ſagte in ſinnendem Tone:

„Theuerſte Virginia, wie lange?“

Sie erhob ihre Augen mit flehendem Ausdruck zu ſeinem Geſichte.

„Virginia, wie lange wollen Sie mich in dieſer Ungewißheit erhalten?“

„Mögen Sie mir die Schwäche und Unwiſſenheit verzeihen, Sie ſo lange in Ungewißheit erhalten zu haben, Clinton — es ſoll nicht länger geſchehen — nein, keinen Tag mehr!“

„So wollen Sie alſo mein Herz auf einmal beruhigen, meine liebe Virginia, indem Sie heute den nicht fernen Tag beſtimmen, wo ich Sie meine Gattin nennen darf — wollen Sie es, Virginia?“ ſagte er, ihre Hand drückend.

Sie zog dieſelbe zurück, und ſagte freundlich aber feſt:

„Lord Cliffe, Sie haben meine Meinung ſehr mißverſtanden. Verſtehen Sie mich jetzt — ich kann nie Ihre Gattin werden!“

„Miß Waſhington!“ rief er im Tone des unwilligen Erſtaunens; dann faßte er ſich aber ſchnell, wurde wieder völlig kalt, ruhig und gefaßt und ſagte leiſe mit einer leichten Handbewegung: „Verzeihen Sie mir meine Haſt, Virginia — aber der heftige Schlag einer ſolchen Ankündigung, meine theuerſte Virginia!“ fuhr er fort, indem er liebkoſend ihre Hand nahm. „Virginia, Sie meinen doch nicht, was Sie ſagen?“

„In der That, ich meine es, Clinton!“

„Was! Sie können nie meine Gattin werden?“

„Niemals, niemals, Clinton.“

„Aber ich liebe Sie ſo, theure Virginia — wollen Sie — können Sie alle dieſe Zärtlichkeit zurückweiſen?“

„Mich lieben! ja! ich weiß, Sie lieben mich, Clinton — aber, o!“

„Was?“

„Nun ja, Sie lieben mich vielleicht in der Art, wie ich Sie liebe — aber —“

„Nun?“

„Sie lieben mich nicht, wie Sie eine Andere lieben, die Sie, wenn Zeit, Ort und Umſtände günſtig wären, lieber als jede Andere heirathen würden!“

„Und wer iſt das, Virginia?“ fragte er mit etwas unſicherer Stimme.

„Ich kenne ihren Namen, ihre Perſon oder ihren Aufenthalt nicht, aber ſie iſt das Original jenes Miniaturbildes, welches ich noch nie geſehen, welches Sie aber zu verſchiedenen Zeiten mit ſo ſtarken, verſchiedenen und entgegengeſetzten Empfindungen anblickten — mit Liebe, Stolz, Kummer, Triumph, Reue! — nur nicht mit Zorn, Hoffnung oder Furcht — mit allen Leidenſchaften, die ſich auf die Vergangenheit, aber mit keiner, die ſich auf die Zukunft bezieht! O, ja, jenes Bild hat die Macht, das tiefe Waſſer ihrer Seele aufzuregen, mehr als mein lebendiges Geſicht, mein Lächeln und meine Bemühung es je vermochte! — Ei! wie verändert ſich Ihr Geſicht bei der bloßen Erwähnung einer ſo leidenſchaftlich geliebten Perſon!

Ja, Clinton, ich weiß, Sie lieben mich! wenn alle Umſtände des Ranges und Reichthums genügend und ſie mit der Unbekannten verheirathet wären, ſo würde es Ihnen angenehm ſein, mich auch in Ihrer Nähe, an Ihrem Kamin zu haben, ſo daß ich in Ihrem Hauſe umherginge! Sie würden glücklicher durch meine Gegenwart ſein, denn Sie hegen die ſanfte, vetterliche Zuneigung zu mir. Aber jetzt, bemerken Sie wohl, wollen wir den Fall umkehren. Wären Sie mit mir verheirathet, könnten Sie da die Gegenwart jener anderen Perſon ertragen? Könnten Sie es aushalten, ſie ſtets vor Ihren Augen, an Ihrem Kamin zu haben, ſie in Ihrem Hauſe hin und her gehen zu ſehen? Würden Sie glücklicher durch ihre Gegenwart ſein? Ach, nein! es würde Ihren Frieden gänzlich zerſtören! Ach, nein! denn ſie iſt es, die Sie von ganzem Herzen und von ganzer Seele lieben! Gehen Sie, Clinton, mein Vetter, verlaſſen Sie eine Perſon, die Sie nicht am meiſten lieben und die Sie nicht am meiſten liebt — verlaſſen Sie mich — überwinden Sie Ihren ſündlichen Stolz und heirathen Sie das Original jenes Miniaturbildes, welches, wenn es nicht unter Ihrer Liebe iſt, gewiß nicht als unter Ihrem Range betrachtet werden ſollte!“

„Das ſind die Worte der Jugend, der Romantik und der Liebe! Alles iſt natürlich, angemeſſen und ſchön an einem Weſen von Ihrem Alter und Ihrer Gemüthsart! Aber theuerſte Virginia, Sie müſſen

mir einräumen, daß ich der beſte Richter bin, zu beurtheilen, welches Frauenzimmer für mich paßt — und ſo berufe ich mich mit Stolz und Freude auf Ihr Verſprechen, meine Gattin zu werden," ſagte er, ſie mit ſeinem Arme umſchlingend und ſie an ſich zu ziehen verſuchend. Aber mit ſanfter Würde zog ſie ſich zurück und entgegnete:

„Lord Cliffe, ich habe Ihnen geſagt, daß ich nicht Ihre Gattin werden kann!"

„Aber Ihr Verſprechen, Virginia! Sie gaben mir Ihr Verſprechen!"

„Mylord, ich gab Ihnen dieſes Verſprechen — ſchwach und unwiſſend gab ich es Ihnen und Sie nahmen es an; aber ſpäter ſagte ich Ihnen Alles, was in meinem Herzen vorging, und Sie waren ſo freundlich und großmüthig, mich von meinem Verſprechen zu entbinden, indem Sie zugleich Ihrerſeits verſprachen, nie die Erfüllung unſeres Verlöbniſſes zu fordern, als bis Sie den erſten Platz in meinem beſcheidenen Herzen gewonnen — und das iſt nie geſchehen, Lord Cliffe! Der Platz iſt ausgefüllt, aber nicht von Ihnen, mein Vetter! So ſtehe ich von meinem Verſprechen frei da!"

„Das iſt wieder eine ungenügende Beweisführung, meine liebe Virginia. Sie ſind nicht frei! Indem Sie meine Bewerbung geſtatteten und ſo meine Hoffnungen begünſtigten, Virginia, erneuerten Sie täglich in wahrem Sinne Ihr Verſprechen! O, Virginia! mein Preis! mein Kleinod! ich kann Sie nicht

ſo leicht aufgeben! ich fordere die Erfüllung Ihres Verſprechens!"

„Ich kann nie, nie Ihre Gattin werden, Lord Cliffe!"

„Aber Ihr Verſprechen!"

„Wenn es ſo iſt — wenn ich jenes Verſprechen ſchweigend erneuert habe — ſo möge mir Gott in ſeiner unendlichen Gnade dieſe große Sünde verzeihen, aber mich zugleich in ſeiner unendlichen Gnade vor der weit größeren Sünde bewahren, es zu erfüllen!"

„Ihnen die Sünde vergeben ein Verſprechen abgelegt zu haben — Sie vor der größeren Sünde bewahren, es zu erfüllen! welch' eine widerſinnige Sophiſterei iſt dies, meine Virginia?"

„Keine Sophiſterei, ſondern Gottes heilige Wahrheit und Vernunft! Gott verzeihe mir, daß ich mich ſelber in eine falſche Stellung verſetzt habe! Gott befreie mich daraus!"

„Virginia —"

„Hören Sie mich an, Lord Cliffe! Sie ſagen, ich habe Ihnen ein Verſprechen gegeben, Ihre Gattin zu werden, und ich muß es halten — aber, Lord Cliffe, wenn ich es thun — wenn ich mit Ihnen vor den Altar treten wollte, müßte ich im Namen und im Angeſichte Gottes ein Gelübde ablegen, welches ich mit jedem Pulſe meines Herzens, mit jedem Hauche meines Athems in jedem Augenblicke meines Lebens mit brechendem Herzen brechen werde! Wenn ich, wie Sie ſagen,

ſchweigend verſprochen habe, Ihre Gattin zu werden, während ich Sie noch nicht lieben konnte, ſo möge mir der Herr meine Sünde verzeihen und mich ſchützen, eine noch größere Sünde zu begehen."

„Iſt denn der lebhafte Wunſch Ihres bejahrten Großvaters, daß wir durch die Ehe vereint werden mögen, Nichts für Sie, Miß Waſhington?"

„Ich öffnete dieſen Morgen meinem theuren Großvater mein Herz. Ich hege das vollſte Vertrauen zu der Weisheit und Güte des Richter Waſhington. Ich vertraue auf den Herrn, daß ſeine Wünſche endlich mit den meinigen übereinſtimmen werden."

„Die Rückkehr dieſes Joſeph, dieſes namenloſen Abenteurers macht dies Alles, Miß Waſhington!"

„Dieſes ausgezeichneten Philoſophen, Politikers, Miſſionairs und Philanthropen, meinen Sie!" ſagte Virginia.

„Genug! es iſt die Rückkehr dieſes Mannes, die alle meine Pläne vernichtet hat!" rief Lord Cliffe, zornig aufſtehend und mit raſchen Schritten im Zimmer auf und ab gehend. „Es iſt die Rückkehr dieſes Menſchen!"

„So iſt es," ſagte Ginnie, mit ſprühenden Augen ihren Kopf erhebend, „es iſt die Rückkehr Joſeph Carey's. Er iſt der Geber meines Lebens — die Krone meines Lebens — mein König — dem ich, wenn er mich dazu aufforderte, unter allen Männern ausleſen und ihm barfuß durch die Welt, ja bis an's Ende der

Welt folgen würde, nur zu glücklich, in ſeinem Schatten zu wandeln! Lord Cliffe, ich hoffe, Sie haben Ihre Antwort!“

Wiederholt ging er mit raſchen Schritten im Zimmer auf und ab und kam dann wieder an Virginia's Seite, faßte ihre Hand und ſagte:

„Virginia, ich bitte Sie um Verzeihung — die ſchwere Täuſchung — der höchſte Grad des Aergers hat gemacht, daß ich mich vergaß und Ihre Gegenwart nicht beachtete — verzeihen Sie mir.“

„Verzeihen Sie mir, Clinton, wenn ich während all' dieſer vielen Monate Ihnen geſtattet habe, eine Täuſchung zu hegen. Ich ſelber bin in der Macht einer Täuſchung geweſen hinſichtlich deſſen, was meine Pflicht war — der kindliche Gehorſam bis zum blinden Uebermaß getrieben, machte, daß ich die höhere Pflicht der Wahrheit gegen Gott und Menſchen vergaß. Ich wurde ſchwindlich und verwirrt und taumelte bis an den Rand des großen moraliſchen Abgrundes — einen Mann heirathen zu wollen, gegen den jeder Pulsſchlag meines Herzens nothwendig falſch ſein mußte.“

„Aber, Virginia —“

„O, Clinton! ich weiß jetzt, daß ich recht handle! ich weiß es ſo gut, als wenn ein Engel vom Himmel gekommen wäre und mir geſagt hätte, daß ich recht handle! Mein Kopf iſt klar — mein Herz iſt ſtark. Ich hege jetzt keinen Zweifel oder Furcht!“

In dieſem Augenblick wurde leiſe an die Thür

geklopft. Verwundert über dieſe Störung zu einer ſo ungewöhnlichen Stunde, ging Lord Cliffe und öffnete dieſelbe. Es war einer von den Aufwärtern des Hotels, der ihm ein Billet in die Hand gab und zur Entſchuldigung ſagte:

„Der Bote, der es brachte, mein Herr, ſagte, es ſei von der äußerſten Wichtigkeit.“

„Wartet der Bote?“ fragte Lord Cliffe, mit Widerwillen den ſehr ſchmutzigen Brief in der Hand umwendend.

„Nein, mein Herr, er iſt fort.“

„Sie können gehen,“ ſagte Lord Cliffe, und der Aufwärter verließ das Zimmer.

Clinton ging zu einer Lampe, öffnete und las den Brief, wurde außerordentlich aufgeregt — zerdrückte das Papier, warf es in den Kamin und ſagte zu der Dame:

„Meine liebe Virginia, entſchuldigen Sie, ich werde in einem höchſt wichtigen Geſchäfte abgerufen! Begeben Sie ſich in Ihr Zimmer, mein theuerſtes Mädchen! Sie werden — ja Sie müſſen meinetwegen noch einen anderen Entſchluß faſſen — aber — begeben Sie ſich in Ihr Zimmer, Virginia, damit ich Sie verlaſſen kann.“

Und die Lampe anzündend, klingelte er ihrem Mädchen, welches hereinkam, um ſie in ihr Zimmer zu begleiten.

Zwei Stunden ſpäter, als das Hotel bereits ge-

ſchloſſen war, wurde der Portier durch ein heftiges Klingeln an der Hausthür erweckt und dann die ganze Dienerſchaft in Bewegung geſetzt.

Schrecken, Geräuſch und Verwirrung verbreitete ſich durch das ganze Haus.

Die Diener und Officianten des Hotels — der Wirth, ja ſelbſt die Gäſte und endlich der bejahrte Richter Waſhington ſelber kleideten ſich haſtig an und eilten zu dem Schauplatze der Handlung, wo ſie Lord Cliffe leblos und mit Blut bedeckt auf einem Ruhebette ausgeſtreckt, und Joſeph Carey in den Händen der Polizei fanden.

Drittes Kapitel.

Die kranke Seele.

Die mediciniſche Facultät, die Hydropathen, die Homöopathen — alle verſuchen uns phyſiſche Geſundheitslehre vorzutragen; ein Metaphyſiker hat uns eine Theorie von der geiſtigen Geſundheitslehre gegeben; es giebt auch eine moraliſche Geſundheitslehre — dieſe letztere erfordert mehr Geſchicklichkeit in ihrer Anwendung, als eine von den oben genannten — eine moraliſche Heilmittellehre, mit vollkommenen Erfolge nur von dem großen Arzte der Seelen angewendet.

Erhabene Vorſchriften und hohe Beiſpiele ſind moraliſche Reizmittel; Sympathie, Mitleid, Zärtlichkeit ſind moraliſche Linderungsmittel; Widerſtand, Verfolgung, Kummer gehören zu den kräftigen, moraliſchen Mitteln und oft nimmt die moraliſche Verderbtheit ſo überhand, daß man ſich von dem gefährlichen Stoffe zu befreien ſucht.

Aber dieſe moraliſchen Mittel werden gleich denen der Arzneiwiſſenſchaft — ungeſchickt angewendet giftig ſtatt heilſam — ſie wirken nachtheilig oder tödten anſtatt eine wohlthätige Heilung herbeizuführen.

Und da alle geiſtigen Wahrheiten und alle materiellen Thatſachen übereinſtimmen, ſo denke ich, giebt es auch eine geiſtige Homöopathie für eine edle aber irrende Seele — einen Punkt, wo die Berührung der verderbten Natur, indem alles ſchlummernde Gute erweckt wird, eine kräftige und geſunde Gegenwirkung anregt.

So empfing eine ſchöne Coquette — ein eitles, gedankenloſes aber verſtändiges und wohlmeinendes Mädchen — eine Gegenwirkung bei dem Anblick einer faſhionablen, verheiratheten Schönen, deren unſchickliche Freiheit des Benehmens ihren reineren Geſchmack verletzte.

Ich habe von einem Weintrinker gehört, der durch den Anblick eines Trunkenbolds zur Mäßigung zurückgeführt wurde.

Die Beiſpiele von dieſer Wahrheit ſind faſt unendlich.

Aber der mir vorliegende Fall iſt ein größerer und wichtigerer: Wenn ein hoher Geiſt von angebornem Stolze und großer Stärke unter die Herrſchaft einer böſen Leidenſchaft gerathen iſt — oder mit anderen Worten, ein bösartiges, moraliſches Fieber bekommen hat und der Heilung nahe iſt, vermöge des

Ekels, den er an der beſtändigen Nähe verworfener Naturen empfindet, womit ſeine eigene Krankheit ihn in Berührung gebracht hat.

Dies war mit Magdalenen der Fall.

Mehr als ein Jahr iſt vergangen, ſeitdem wir ſie zuletzt geſehen. Während all dieſer Zeit hat ſie in Boſton ihrer Kunſt gelebt — verfolgt, gequält und angewidert von dem böſen Geiſte, den ihre üblen Leidenſchaften angerufen — von dem Italiener, der ſelten ihre Seite verließ. Sie hatte entdeckt, daß er ränkevoll, feig und verrätheriſch war. Sie verabſcheute ihn in ihrer tiefſten Seele — und dieſer Abſcheu erſtreckte ſich auf Alles in ihrer eigenen Natur, in ihrer Umgebung und in ihren Vorſätzen, woran er den geringſten Antheil gehabt hatte; und die bezaubernde Schauſpielkunſt, die einſt ihre Begeiſterung geweſen, ſtellte ſich ihr bereits in den abſtoßenden Farben der Gemeinheit und Uebertriebenheit dar, weil er in ſeiner ekelhaften Verworfenheit und noch ekelhafteren Schwäche genau damit in Verbindung ſtand. Und jene aufopfernde Gerechtigkeit, der Wahnſinn ihres Herzens und der Zweck ihres Lebens, begann die Farbe der Rache und des Mordes anzunehmen, wogegen ſich ihre ganze Natur empörte!

Und doch — und doch, wenn dieſer verworfene, verabſcheute Elende mit ſeiner von Verbrechen gerötheten Hand zu ihr kam und ihre Hand als ſeine verſprochene Belohnung forderte, da mußte ſie ſie ihm

geben, denn sie hatte sie ihm versprochen und Gerechtigkeit war Magdalenens vorherrschender Gedanke!

In einem Augenblick des äußersten Wahnsinns, als der plötzliche Anblick des Verräthers ihre boshaften Leidenschaften zu einer zerstörenden und rücksichtslosen Stärke erweckte, hatte sie diese unheilvolle Verabredung mit ihm getroffen und ihre moralische Zerrüttung sie in diese schreckliche Lage versetzt.

So stark ihre physische Organisation sein mochte, waren doch ihre Leidenschaften dauernder und der lange fortgesetzte Kampf, die unterdrückte Aufregung, der glühende Wahnsinn der unbefriedigten Gerechtigkeit, wie sie es nannte, und der Rache, wie sie hätte sagen sollen, begann selbst Magdalenens vortreffliche Constitution zu zerstören.

Nicht als wäre ihre Schönheit dahingeschwunden. Nein, von dem Feuer des Herzens und Gehirns entzündet, glühten ihre Lippen in schönem Glanze und ihre Augen strahlten in unerträglichem Licht und Schimmer jenes beginnenden Wahnsinns, der, in Worten und Geberden unterdrückt, in dem dunkel werdenden und sich erhellendem Gesichte strahlend hervortrat.

Aber Gesundheit und Stärke und das Leben selbst brannten zu Ende. Wenn sie am Abend sehr heiter gewesen war, folgte ein Morgen der vollständigen Niedergeschlagenheit. So fieberhaft aufgeregt und erschöpft von der Hitze und dem Aufruhr in ihr, so wie von der Hitze und dem Aufruhr um sie her —

glühend und verzehrend, matt werdend und hinſinkend hätte Magdalena gern, gleich einer ſchwer verwundeten und verfolgten Löwin, einen kühlen, friſchen, grünen Wald aufgeſucht, um ſich dort niederzulegen und zu ſterben.

In dieſem Gemüthszuſtande kehrte ſie oft nach einem Abend des Triumphes fieberhaft aufgeregt und erſchöpft aus dem Theater zurück und ſank in tiefen Schlummer. Dann reiſ'te oft ihr Geiſt in Träumen zu der lieblichen Heimath zurück und zu den lieben Freundinnen ihrer Kindheit und wieder ſaß ſie auf ihrem Stuhle auf der kühlen Piazza, die wellenförmigen, grünen Ebenen und das ferne Waſſer der Cheſapeakebucht um ſie her ausgebreitet — und Ginnie an ihrer Seite und der Richter in der Nähe — mit jenem angenehmen Gefühl der Sicherheit, der Abgeſchiedenheit, der Liebe und der gemächlichen Ruhe — und dann erwachte ſie in einem engen Zimmer und hatte eine mühſame Aufgabe und eine empörende, öffentliche Darſtellung vor ſich und ſah anſtatt Virginiens und ihres Vaters nur den abſtoßenden Italiener. Wenn ſie ſein unheimliches Geſicht beachtete und das helle Auge unter dem ſchweren Augenlide, wie ein halb aus der Scheide gezogenes Stilett funkeln ſah, fürchtete ſie täglich, daß er zu ihr kommen und ſie an ihr Verſprechen erinnern werde.

Sie erwähnte nie mit dem leiſeſten Worte ihren ſchrecklichen Vertrag — denn ſchon die Er-

innerung daran machte, daß ihr Blut vor Entsetzen erstarrte.

Nicht als wenn ihr wilder Vorsatz von länger als vier Jahren nachzulassen begann — nein! — ihr Sinn für Gerechtigkeit, der bei ihr fast zum Wahnsinnn geworden war, verlangte ein Opfer, eine Sühne! Er, der sie einem schlimmeren Zustande, als dem Tode preisgegeben hatte — mußte sterben! So hatte es ihre Gerechtigkeit beschlossen! Und nichts, als die Erfüllung dieser Gerechtigkeit — dieser Rache und die schreckliche Wiedervergeltung der Reue konnte sie über diesen Gegenstand wieder zum gesunden Verstande bringen.

Aber in den Händen des Italieners nahm ihre Gerechtigkeit die schwarze Farbe des Mordes an!

Weihnachten war nahe und in der Theaterwelt herrschte eine große Thätigkeit, als eines Morgens der Italiener auf seinem Posten fehlte. Der Regisseur schickte in seine Wohnung, aber er war nicht da. Da man bei der Probe eines Musikstücks seiner Dienste dringend bedurfte, suchte man ihn an allen Orten, wo er sich sonst gewöhnlich aufzuhalten pflegte, aber ohne ihn zu finden. Der Tag verging und er erschien nicht.

Am nächsten Tage erregte seine Abwesenheit zunehmende Ueberraschung und verschiedene Muthmaßungen. Als eine Woche vergangen war und Bastiennelli sich noch immer nicht eingestellt hatte, erreichte

die Ueberraſchung den höchſten Grad — als aber vierzehn Tage vergangen waren und man keine Nachricht von ihm erhielt, erſchöpfte ſich auch die Muthmaßung.

Seine geheimnißvolle Abweſenheit, vereint mit ihrem unheilvollen Vertrage, erfüllte Magdalena mit der entſetzlichſten Unruhe.

Dieſe Unruhe wurde zu einer ſchrecklichen Aengſtlichkeit, als ſie eines Tages eine alte Zeitung aus Richmond in die Hand bekam, wo ſie die Ankündigung der Ankunft des Richters Waſhington und ſeiner Familie, ſo wie des Lords Cliffe im Hotel zu Richmond las. Das Blatt war etwa zehn Tage vor der Abreiſe des Italieners datirt, doch ſetzte ſie die beiden Umſtände ſogleich mit einander in Verbindung. Nur Magdalenens unvergleichliche Selbſtbeherrſchung konnte ſie in den Stand ſetzen, der Probe beizuwohnen und ihre Rolle verſtändig vorzutragen.

Sie beſchloß, augenblicklich mit der Poſt nach Richmond zu reiſen, welche am nächſten Morgen abfuhr. Erhitzt und erſchöpft aus dem Theater zurückkehrend, warf ſie ſich auf das Sopha nieder, wo ſie noch nicht lange gelegen, als ihr Mädchen ihr die Morgenzeitung brachte.

Sie fühlte ſich nicht geneigt zu leſen — aber etwas — ſie wußte nicht, was es war, veranlaßte ſie das Blatt zu öffnen und ihre Blicke auf die Spalten zu werfen.

Plötzlich ſprang ſie mit einem Schrei des Ent-

ſetzens von dem Lager auf — es war ein durchdringender Schrei und ſie ſprang auf, als wäre ſie durch's Herz geſchoſſen worden — dann ſank ſie zurück und drückte beide Hände vor ihre Stirn, während das langgehaltene leiſe Wehklagen eines verlornen Geiſtes von ihren Lippen kam!

Sie hatte die Ankündigung von der Ermordung des Lord Cliffe geleſen!

O, Weib von dämoniſcher Feſtigkeit — wo iſt jetzt Deine dämoniſche Kraft? Komm, laß uns zuſammenrechnen! Du haſt den Wunſch Deines Herzens, den einzigen, großen Zweck Deines Lebens erreicht. Das ſchwere Unrecht, welches Du erlitten, iſt gerächt. Dein Todfeind iſt erſchlagen. Die Rache iſt vollſtändig! warum denn alſo dieſes leiſe, tiefe und furchtbare Wehklagen?

Die Rache iſt vollſtändig — ja, ſo vollſtändig, daß die Erinnerung an das Unrecht ausgetilgt und der Zorn vernichtet iſt! Sie konnte ſich jetzt nicht an ſeine Sünde — an ſeine Verrätherei erinnern — ſie dachte nur an ſeine Liebe, an jene Liebe, die ſo die glänzendſte Zeit ihrer Jugend beglückt hatte. Von dem Augenblick an, wo er ſie zuerſt an ſeine Bruſt gedrückt, bis zu der Stunde ihres endlichen Scheidens hatte ſie nie ein unſanftes Wort oder einen finſteren Blick von ihm erfahren — nie war die geringſte Uneinigkeit zwiſchen ihnen vorgekommen — er war ſo aufopfernd, ſo eifrig, ſo beſorgt in ſeiner Zärtlichkeit

und Fürsorge für sie gewesen, während sie mit einander gelebt — er hatte ebenso gegen sie handeln wollen, nachdem sie sich getrennt. Lag nicht etwas Gutes und Sanftes, etwas Edles und Rücksichtsvolles in jener irrenden Natur? Hätte sie nicht versuchen können, ihn wieder auf einen besseren Weg zu bringen? Aber nein, kein Wort hatte sie gesprochen, um ihn zu besseren Gedanken und Gefühlen zu bringen — nie hatte sie sich an seine bessere Natur gewendet — nein, nicht einmal in der Stunde des Scheidens, als sie ihn besänftigt und traurig gesehen, wie sie sich jetzt noch deutlich erinnerte — kein Wort hatte sie gesprochen — nicht einen flehenden Blick oder Geberde hatte sie an ihn gerichtet! nein! Der mächtige Einfluß, den sie besaß — die Macht der Schönheit und Beredtsamkeit, die sie hätte anwenden sollen, um ihn wieder zurückzubringen und sich zu retten, war angewendet worden, um sie Beide zu Grunde zu richten! Der Zauber, der ihn hätte gewinnen und retten sollen, hatte nur dazu gedient, den feigen Mörder zu bestechen und zu bewaffnen und sie mit Entsetzen und Reue zu überschütten.

Alle diese Gedanken und Gefühle bemächtigten sich mit stürmischer Schnelligkeit ihres Geistes und Herzens — aber einmal dort, blieben sie auch auf immer dort, während sie ihre Hände vor ihre Stirn drückte, der erstickenden Ausdehnung und des feurigen Glühens der Brust und Kehle unbewußt, während

sie dalag und das Wehklagen beständig von ihren Lippen kam.

Plötzlich wurde die Thür aufgerissen und der Italiener stürzte in's Zimmer. Bestäubt von der Reise, erhitzt, wild und verstört, mit gerötheten Augen und bebender Gestalt warf er sich vor ihr auf die Knie, ergriff ihre Hände und sagte:

„Signora! Ihre Befehle sind ausgeführt! mein Antheil an dem Vertrage ist erfüllt! Ihr Todfeind ist von meiner Hand gefallen! Ich fordere meine Belohnung! Signora! es ist keine Zeit zu verlieren — kein, kein Augenblick! jeder Augenblick, den ich hier zubringe, ist voll drohender Gefahr! Kommen Sie! nehmen Sie Ihr Geld und Ihre Juwelen zusammen! ein Wagen wartet unten! ein Schiff segelt morgen mit der ersten Fluth nach Europa ab! Beeilen Sie sich! wir wollen sogleich in irgend ein Dorf gehen, um uns trauen zu lassen und am Abend an Bord gehen! Beeilen Sie sich, Signora! beeilen Sie sich!" sagte er, faßte ihre Hände und richtete sie auf.

Kam sie sogleich von Sinnen? Wurde sie wahnsinnig? Ras'te sie und zerraufte sie sich das Haar? Nein, sie war vorher schon wahnsinnig gewesen und jenes Entsetzen, welches eine gesunde Person hätte wahnsinnig machen können, brachte die Wahnsinnige zum vollen Bewußtsein. Sie war ruhig und gefaßt, während sie ihm strenge gegenüberstand.

„Den Preis des Bluts? Sie wollen den Preis für das Blut? Sie ſollen ihn haben!“

„Signora!“ rief der Italiener zweifelhaft.

„Ja! ich will mein Verſprechen bis auf den letzten Buchſtaben des Vertrags halten! Ich will meine Hand in die Ihre legen, befleckt mit Verbrechen, wie ſie iſt! Ich will zum Altar mit Ihnen gehen! Ich will Ihr Weib werden! je eher, deſto beſſer! Heute, dieſe Stunde, dieſen Augenblick! weil ich es verſprochen habe und Wahrheit und Gerechtigkeit mein vorherrſchender Gedanke ſind! Aber bemerken Sie wohl! bei der ewigen Gerechtigkeit Gottes! — die Gerechtigkeit ſoll ihren Gang gehen! die Gerechtigkeit ſoll bis auf's Aeußerſte ausgeführt werden! Ich will dieſe Stunde mit Ihnen zum Altar gehen, wenn Sie wollen — aber hören Sie! vom Altar gehe ich in das Gerichtshaus und klage Sie als den Mörder des Lord Cliffe und mich als Ihre Mitſchuldige an. Ha! mein Herr! Sie dachten, Sie würden eine Unvollſtändigkeit, einen Mangel in meiner Gerechtigkeit finden? Was halten Sie jetzt von der vergeltenden Gerechtigkeit?“

Der Italiener fuhr heftig zuſammen — ſah ſie an, erſchüttert von der Majeſtät ihres ſtrengen und ſchönen Geſichts! Er fühlte, daß ſie bis auf's Aeußerſte ausführen werde, was ſie zu thun geſchworen. Er ſtand eine Weile von Erſtaunen und Schrecken ergriffen, gleich einer Statue da — dann blitzte ein

Lächeln des teufliſchen Triumphs über ſein Geſicht dahin und er rief:

„So ſei es! ich gehe auf Ihr Verſprechen ein! ſein Sie nur auf eine Stunde mein Weib und in der nächſten liefern Sie mich auf's Schaffot, wenn Sie wollen!“

Aber ſelbſt während das dämoniſche Lächeln noch ſein Geſicht verzerrte, indem er ſie anſtarrte, hatte ihr Geſicht ſich etwas verändert; während es eben noch ſehr geröthet geweſen, war es jetzt todtenblaß — ein Grau, gleich dem Schatten des Todes, verbreitete ſich langſam darüber — ein Schleier zog ſich über ihre Augen — ihre hohe Geſtalt ſchwankte gleich einem Thurme, der im Begriff iſt zu fallen — dann plötzlich ihr Taſchentuch vor ihren Mund drückend, fiel ſie vorwärts und wurde von den Armen des Italieners aufgefangen, während das Taſchentuch mit Blut geſättigt wurde, welches aus ihrem Munde kam.

* * *

Als Magdalena zuerſt ihr Bewußtſein wieder erlangte, empfand ſie eine große geiſtige und körperliche Schwäche.

Sie lag auf einem Bette in einem dunklen und ſtillen Zimmer, ohne ſo ſtark zu ſein, ihre Hand zu erheben oder ein Wort zu flüſtern.

Bald darauf wurde das Schweigen durch die Stimmen von zwei Frauen unterbrochen, die ſich ſehr

leiſe mit einander unterredeten, was ihrem krankhaft empfindlichen Sinne dennoch deutlich hörbar war und was ſie zu der vollen und ſchrecklichen Erinnerung an die Verganheit zurückführte.

Sie ſprachen von dem kürzlich vorgekommenen Morde.

Ihre Aufmerkſamkeit wurde gefeſſelt — ihre Sinne waren ſehr empfindlich, ihr Gehirn ſehr klar, vielleicht in Folge des beträchtlichen Blutverluſtes — und ſo hörte ſie deutlich und verſtand deutlich, daß Joſeph Carey verhaftet und dem Gefängniſſe übergeben worden ſei, wegen eines gegen ihn vorliegenden, ſtarken Beweiſes. Welches war dieſer Beweis? Sie horchte aufmerkſam und hörte: Joſeph Carey hatte eine junge Dame geliebt, die ſeine Zärtlichkeit erwiederte, aber die mit Lord Cliffe verlobt war. Joſeph Carey hatte das Hotel um halb zwölf Uhr verlaſſen. Lord Cliffe war durch ein Billet herausgerufen worden und hatte um zwölf Uhr das Haus verlaſſen. Um ein Uhr habe der Wächter Mord rufen hören, ſei nach der Richtung hingelaufen, woher der Ruf gekommen und habe gerade vor dem Hotel Lord Cliffe in ſeinem Blute und Joſeph Carey mit einem blutigen Meſſer, deſſen Klinge gerade in die Wunde gepaßt, über ihm ſtehen ſehen — und auf dieſe Indicien wäre Joſeph Carey dem Gefängniſſe übergeben worden, um ſein Verhör wegen der Ermordung des Lord Cliffe abzuwarten!

Als Magdalena dies hörte, erſchrak ſie und verſuchte zu reden — aber ſie fand, daß ihre Stimme kraftlos war, während bei der Anſtrengung die Blutung wieder hervorbrach. Als die beiden alten Frauen die Bewegung hörten, kam eine von ihnen an ihr Bett und als ſie ſah, was geſchehen war, ſchickte ſie die andere zum Arzte, der augenblicklich erſchien. Es wurden Mittel angewendet und ſie empfand bald Erleichterung.

Erleichterung — während die entſetzliche Laſt der noch immer angehäuften Schuld auf ihrer Seele laſtete? Erleichterung? Da ſie hörte, daß wegen ihres Verbrechens jetzt ein unſchuldiger Mann im Gefängniſſe ſei, der wegen ihres Verbrechens vielleicht bald auf dem Schaffot ſterben mußte! Während ſie von Reue gequält bei dem lebhaften aber eitlen Wunſche zu reden und ihn von der Schuld zu reinigen, dalag, ohne reden oder ſich bewegen zu können, ſchwach und kraftlos in den Klauen der entſetzlichen Reue und nur ihr Gehirn klar, klar wie Kryſtall, ohne einen mildernden Nebel zwiſchen ihrem Bewußtſein, ihrem Verbrechen und der entſetzlichen Anhäufung der Schuld und der Folgen! Einen ſo klaren und hellen Geiſt zu haben und ſich ſo deutlich ihres entſetzlichen Verbrechens und der furchtbaren Gefahr, in die es einen Andern verſetzt, bewußt zu ſein — und ein ſo gefoltertes Gewiſſen zu haben und zu wiſſen, daß die Ereigniſſe ſchnell der ſchrecklichen Erfüllung entgegengingen — und zu ſchwach zu ſein, um einen einzigen articu-

lirten Laut hervorzubringen oder ein Gebet um Gerechtigkeit zu erheben! O! wenn ihre Stimme nur so stark wäre, um einige kurze Worte auszusprechen! O! wenn ihre Hand nur so stark wäre, um eine Feder zu halten und einen kurzen Satz zu schreiben! vergeblicher Wunsch, vergebliche Anstrengung! Die einst so starken, schönen, graziösen Arme und Hände, so bedeutungsvoll und sprechend in der Bewegung und Geberde, lagen jetzt, machtlos ihren Befehl zu erfüllen, an ihrer Seite ausgestreckt! Die musikalische und beredte Zunge lag bewegungslos und fast todt innerhalb ihrer kalten Lippen! Die starke, physische Constitution war jetzt gebrochen und darnieder geschmettert, wie nur die Reue es vermochte! Der fast allmächtige Wille war jetzt ohnmächtig! Simson ist jetzt gefesselt! Der mächtige Geist ist gebunden durch die Ohnmacht des Körpers. Der mächtige Geist ist nur mächtig in seinen Leiden! „O Gott! o Gott! nicht Vergebung! nicht Vergebung! nur die Macht, den Unschuldigen zu retten und Zeit zu leiden und zu sühnen!“ war der unarticulirte Schrei ihres Herzens. Und wenn diese Qual des Geistes ihrem geängsteten Busen ein leises Wehklagen abnöthigte, wurde ein Linderungsmittel angewendet, um sie vom Schmerze zu befreien oder ihr Schlummer zu verschaffen.

Den physischen Schmerz empfand sie nicht! und was war ihr Schlaf anders, als ein schreckliches Versinken ihrer Seele in die Hölle!

Ihre Reue! o! Worte sind ebenso unfähig, wie sie, dieselbe auszudrücken! Aber da lag sie, das starke, große, mächtige Weib von unvergleichlicher, physischer Kraft, deren Nerven von Stahl und deren Muskeln von Eisen nie geschwächt worden waren, selbst durch jene äußerste Qual und Verzweiflung, die seit Jahren ihre Vernunft verkehrt und sie zur Sclavin eines schrecklichen Wahnsinns gemacht hatte.

Viertes Kapitel.

Der Tröster.

Magdalena bemerkte, daß ihre Wärterinnen sich nur dann unterredeten, wenn sie glaubten, daß sie in tiefem Schlafe liege. Obgleich sie so leise wie nur möglich sprachen, war doch ihrem empfindlichen Gehör Alles deutlich vernehmbar, und da sie jetzt begierig war, den Verlauf der Ereignisse zu hören, schloß sie oft ihre Augen und stellte sich, als ob sie schlafe, um etwas von ihrer Unterredung zu hören. Doch vernahm sie nichts weiter, was auch nur entfernt auf den Gegenstand ihrer Gedanken Bezug hatte, als bis sie eines Morgens, während sie noch mit geschlossenen Augen dalag, ihre Wärterin in's Zimmer treten hörte, welcher Jemand folgte, dessen leichten Fußtritt sie nicht als den des Arztes erkannte. Ihre Wärterin näherte sich dem Bette, neigte sich über sie und sagte als Antwort auf eine vorhergehende Frage:

„Ja, mein Herr, Sie können kommen und Sie jetzt ſehen — ſie liegt wieder in ihrem tiefen Schlummer.“

Die Wärterin entfernte ſich vom Bette und die leichten Schritte näherten ſich und ſie hörte einen tiefen Seufzer von den Lippen, die ſich über ihre Stirn und Wangen neigten und dann vernahm ſie die leiſe Muſik der kaum vernehmbaren Worte:

„Ich habe Dich endlich gefunden, meine verlorne Magdalena! und nie will ich Dich verlaſſen, bis Du mich fortſchickſt. Ich will Dich noch gewinnen, Magdalena, Kleinod meiner Seele!“

Und ſie erkannte Theodor Hervey. Dann hörte ſie den Arzt in's Zimmer treten, ſeine gewöhnlichen Fragen an die Wärterin richten und ihre irrthümliche Antwort empfangen, daß ihre Patientin ſchlafe. Dann hörte ſie Theodor Hervey ſich vom Bette entfernen und ſich namentlich dem Arzte vorſtellen. Bald aber wurde ihre Aufmerkſamkeit durch folgende Unterredung zwiſchen ihnen gefeſſelt:

„Sie ſcheinen ein vertrauter Freund meiner Patientin zu ſein?“

„Ich bin von Kindheit auf der Freund der Dame geweſen. In den letzten Jahren ſind wir durch die entgegengeſetzte Beſchaffenheit unſeres Berufes getrennt worden. Kurz, wir hatten einander ganz aus dem Geſichte verloren, bis ich geſtern bei einem zufälligen Beſuche in dieſer Stadt in eine Gemäldegallerie trat,

wo ich ihr Portrait sah, es erkannte und ihre Wohnung entdeckte. Welches ist die Krankheit Ihrer Patientin, und halten Sie ihre Lage für gefährlich?"

„Freilich ist sie gefährlich, mein Herr. Es sind besondere Umstände mit ihrer Krankheit verbunden und diese Umstände machen ihren Fall sehr verwickelt und schwierig. Ihre Krankheit rührt von dem Bruche eines Blutgefäßes her, welcher dadurch veranlaßt wurde, daß sie plötzlich durch jenen ersten übertriebenen Bericht von dem mitternächtlichen Angriffe auf Lord Cliffe in Richmond las, der, wie wir vermuthen, ein Freund oder Verwandter der Dame ist, wegen der schrecklichen Wirkung, die der Bericht über seinen Mord auf sie hervorbrachte."

„Er war freilich ein Freund von ihr, und überdies ein naher Verwandter ihrer geliebten Jugendfreundin."

„Gut — auf jenen ersten Bericht von der Ermordung folgte ein zweites Gerücht, daß Mr. Carey, der gefeierte Missionair, unter erschwerenden Umständen verhaftet worden sei. Dies gelangte durch das gedankenlose Geplauder zweier alten Frauen zu den Ohren meiner Patientin und versetzte sie in einen solchen Zustand der Aufregung, daß eine augenblickliche und fast tödtliche Wiederkehr der Blutung erfolgte. Sie ist jetzt sehr geschwächt, aber frei von Fieber und Entzündung. In wenigen Tagen — wenn sie nicht noch schwächer wird, wie wir es fürchten — dürfen wir ihr

wohl vorsichtig und allmälig — denn die geringste Aufregung irgend einer Art könnte augenblicklich tödtlich für sie sein — wir könnten sie, sage ich, vorsichtig und allmälig über jenen falschen Zeitungsbericht von der Ermordung des Lord Cliffe und der Verhaftung des Mr. Carey aufklären!"

Falsch — falsch! Hatte Magdalena recht gehört? Sie brachte einen leisen unarticulirten Schrei der Freude hervor, der den Arzt und ihren Freund erschreckte und ihre Unterredung sogleich unterbrach. Der Doctor trat an ihr Bett. Magdalenens hohle Augen strahlten von dem Lichte einer himmlischen Dankbarkeit und Freude, und ihre Wangen und Lippen waren von Aufregung geröthet; aber zwischen den schönen Lippen zeigte bereits der rothe Schaum, daß das Lebensblut wieder seine Schranken durchbrochen hatte. Der Arzt wendete sogleich die geeigneten Mittel an, die fast tödtliche Blutung wurde gestillt und vermöge des Einflusses eines kräftigen Opiats sank die Patientin in tiefem Schlummer. Vermöge seines Rechts als Geistlicher und seiner alten Freundschaft zu ihr nahm Theodor Hervey die Stelle der Wärterin an ihrem Bette ein, während der Arzt der alten Frau seine Befehle ertheilte und sich entfernte. Theodor Hervey blieb drei Stunden lang an ihrem Bette sitzen und beobachtete das Gesicht der Schläferin. Nach Verlauf dieser Zeit, um die Mitte des Nachmittags, sah er, wie sie sich bewegte, als wäre sie im Begriff zu er-

wachen, worauf er sich schweigend und vorsichtig von seinem Posten aus dem Zimmer entfernte. Magdalena erwachte schwächer, als je, wegen des zunehmenden Blutverlustes, aber mit so klarem Gehirn, wie immer und mit einer deutlichen Erinnerung an Alles, was sie gehört hatte. — O! Worte vermochten nicht, die tiefe Dankbarkeit zu schildern, die ihre ganze Seele zu Gott erhob.

Sie war von Blutschuld befreit! ihr Leben vom Tode errettet! ihre Seele vom Verderben befreit! und o! o! vor allen Dingen, er, den sie mit Gefahr ihrer Seele gerettet haben würde — jetzt, da Haß und Rache vernichtet waren — er lebte und befand sich möglicherweise wohl! Ja, ihre lebhafte Freude und Dankbarkeit gingen über alle Begriffe und hätten in ihrem ersten Uebermaße tödtlich werden müssen, hätte nicht eine traurige Einschränkung stattgefunden — er war angegriffen worden und zwar auf ihren Antrieb. Wenn er dem Tode entgangen, war es nicht durch ihr Einschreiten geschehen — und er mußte verwundet worden sein, er konnte gefährlich verwundet und selbst jetzt noch sehr krank sein. Diese Betrachtung mäßigte, als sie erwachte, die erste frohlockende Freude ihrer Seele zu einer innigen und lebhaften Dankbarkeit für seine Rettung vom Tode — für ihre Rettung von einem großen Verbrechen — für die glühende Hoffnung, daß Alles noch gut gehen könne mit ihm — obgleich sie fühlte, daß für sie alle Freuden des Lebens zu Ende sein mußten.

Bei seinem nächsten Besuche erklärte der Arzt sie für viel besser, als sie es je seit ihrem ersten Anfalle gewesen, und da er Mr. Hervey unten traf, benachrichtigte er ihn, daß er am nächsten Tage bei ihr eingeführt werden könne und fügte hinzu:

„Nach ihrem verbesserten Zustande von diesem Morgen und vor allen Dingen nach dem ruhigen Ausdruck ihres Gesichts vermuthe ich, als wir sie schlafend glaubten, daß sie unsere Unterredung gehört und ohne unsere Absicht eben die Nachricht erfahren, die wir ihr mitzutheilen fürchteten, damit die Blutung nicht wiederkehren möge. Nun, sie hat dieselbe überlebt, und da jetzt ihr Herz erleichtert ist, wird sie wieder hergestellt werden. Welch' eine wundervolle Constitution sie hat! und welche Stärke der Anhänglichkeit für einen Mann, der nur ihr Freund oder Vetter war! Es muß doch noch mehr dabei sein!"

Am nächsten Tage wurde Theodor Hervey, als man wußte, daß sie wache, zu ihrem Bette geführt; und obgleich sie sich nicht bewegen oder reden konnte, sah sie ihn doch an und lächelte ihm zur Begrüßung freundlich zu. Er setzte sich nieder und faßte ihre abgemagerte, weiße Hand; er begann ruhig und vorsichtig von einem Gegenstande zu reden, von dem er wußte, daß ihre Gedanken voll waren, der sie aber nicht so sehr aufregen würde, wie der andere Gegenstand; er sprach von Virginia, von ihrer unerschütterlichen Zärtlichkeit und ihrem beständigen Wunsche,

wieder mit ihrer Schwester vereint zu werden — und von dem Briefe, den sie ihm anvertraut und welchen er, wie er sagte, abliefern würde, sobald sie im Stande wäre ihn zu lesen oder ihn vorlesen zu hören. Dann erzählte er ihr von dem Richter Washington, dessen Vertrauen zu seiner Adoptivtochter noch durchaus nicht abgenommen habe, und der ein lebhaftes Verlangen hege, sie wieder bei sich zu sehen. Theodor schwieg jetzt, hielt noch ihre Hand in der seinigen und beobachtete den wechselnden Ausdruck ihres Gesichts. Magdalena sah ihn mit solcher Lebhaftigkeit in ihren tiefen, glänzenden, hohlen Augen an, daß er ihre Frage verstand, mit dem Kopfe nickte, aufstand und die Wärterin bat, ihn einige Minuten mit ihrer Patientin allein zu lassen. Dann kehrte er zu seinem Sitze am Bette zurück, faßte wieder ihre Hand und sagte sanft:

„Magdalena — können Sie es ertragen, den wahren Bericht von diesem Angriffe zu hören, der Ihnen in seiner Entstellung so viel Unruhe verursacht hat?"

Sie erwiederte ihm mit einer leichten, bejahenden Bewegung und einem so ruhigen Blicke, daß er fortfuhr:

„Ich will Ihnen so viel erzählen, Magdalena, wie ich aus den verbesserten Zeitungsberichten und aus einem Briefe meiner Schwester weiß. Es logirte in demselben Hause ein Mann Namens Bastiennelli, der

mit dem Herausgeber der Zeitung in Richmond, die den falſchen Bericht enthielt, in Verkehr geſtanden zu haben ſcheint. Bei dem erſten Schrecken und der Verwirrung, welche herrſchte — als die vermeintliche Leiche des Lord Cliffe in's Haus gebracht wurde und während Seine Herrlichkeit noch bewußtlos und Mr. Carey in den Händen der Polizei war, ging dieſer Italiener in das Büreau der Zeitung, welches ungeachtet der ſpäten Stunde noch offen war, und ließ jenen Bericht einrücken, der durch ſeine Falſchheit und Uebertreibung beinahe tödtlich für Sie geweſen wäre. Am nächſten Tage wurde natürlich der Bericht widerrufen, doch vorher hatten Sie dadurch leiden müſſen, Magdalena. Lord Cliffe's Wunden waren ſehr leicht und unbedeutend. Sobald er ſich von ſeiner Bewußtloſigkeit erholte, die durch einen ſchweren Fall auf den Hinterkopf veranlaßt worden, erfolgte ſogleich eine Unterſuchung, wodurch Joſeph Carey von aller Schuld freigeſprochen wurde. Lord Cliffe blieb einige Tage auf ſeinem Sopha, doch iſt er jetzt völlig hergeſtellt und hält ſich bei dem Richter und ſeiner Familie auf, die ſich für den Winter in ihr Stadthaus begeben haben. Meine Schweſter iſt auch bei ihnen. Liebe Magdalena, jetzt haben Sie Alles gehört, was nöthig iſt, um Ihren Geiſt zu beruhigen, und Sie dürfen jetzt nicht mehr anhören, ſondern müſſen ſich zum Schlafe niederlegen."

Aber wieder erregte der lebhafte Blick und die

Bewegung der Lippen Theodor's Aufmerksamkeit. Er neigte sich zu ihr und vernahm das leise Wort:

„Der Mörder?"

„Ist noch nicht verhaftet worden," versetzte Theodor.

Wieder bewog ihn der lebhafte Blick und die leise Bewegung der Lippen, sein Ohr zu ihr zu neigen; doch vernahm er nur das einzige, leise Wort „Bastiennelli"; und die Bedeutung mißverstehend, erwiederte er:

„Der Mann, der den falschen Bericht in Umlauf setzte? — Er beging einen beträchtlichen Diebstahl in derselben Nacht, als er Richmond verließ; seitdem ist er der Polizei entgangen und nach Europa entflohen. Niemand kann den Beweggrund zu seiner Handlung errathen."

Da sie es unmöglich fand, ihn von ihrer Selbstanklage in Kenntniß zu setzen, und völlig erschöpft von ihren Anstrengungen, schloß Magdalena ihre Augen, als Zeichen für ihn, sich zu entfernen.

Er verließ sie, und sie blieb zurück, ihre Augen für alle äußeren Gegenstände geschlossen, während ihre Seele mit sich selber verkehrte. Obgleich ihre physischen Kräfte erschöpft waren, blieb doch ihr Kopf übernatürlich thätig.

Sie überblickte ihr ganzes Leben von der frühesten Kindheit bis zur gegenwärtigen Stunde; und wie hatte sie es hingebracht, und was war sie gewesen? Ihre Kindheit veranlaßte sie freilich zu keinen Selbst-

vorwürfen — einsam, stark und sich selber vertrauend, hatte sie ihre Stärke dazu angewendet, alle schwächeren Geschöpfe, als sie, zu beschützen und ihnen beizustehen; aber sie fand viele Gründe darin, sich zu vertheidigen und sich zu entschuldigen; ihre strenge Erziehung hatte jenen Geist der Gerechtigkeit ohne Gnade verstärkt, und jene Leidenschaft zum Wahnsinn entflammt. Aber jetzt war es nicht ihre Absicht, sich selbst zu rechtfertigen. Die Erinnerungen der Jahre ihrer Kindheit übergehend, verweilte sie bei ihrer Jugend, wo sie mit ungewöhnlicher Stärke und Ausdauer, Muth und Energie begabt, die liebliche Abgeschiedenheit ihrer ländlichen Heimath, den ruhigen Gang des häuslichen Lebens und die Einflüsse der Familienzärtlichkeit verachtete, die ihrem Stolze und ihrer Stärke nicht entsprachen, und wo sie, ohne zu beachten, wie viel ihre Liebe dabei leiden werde, sich in dem wahnsinnigen Stolze auf ihre Kraft verließ, um sich selber einen unabhängigen Pfad durch's Leben zu bahnen. Hier schimmerte ihrer Seele ein neues Licht, welches ihr zeigte, wie blind und unbeständig ihr bloß menschlicher Sinn für Gerechtigkeit gewesen — für jene Gerechtigkeit, worauf sie sich so viel eingebildet. „Wie gerecht," fragte sie sich mit trauriger Ironie, „wie gerecht war es zum Beispiel, alle ihre Liebe, Sympathie, Fürsorge und Schutz seit so vielen Jahren mit Stolz, Kälte und Undankbarkeit zu vergelten, sie zu verlassen und ihnen jahrelangen Kummer und Besorgniß zu be-

reiten. Welch' eine Vergeltung war das! wie gerecht!" Nie erbebte Magdalenens Selbſtachtung ſo ſehr, wie vor dieſem kleinen Lichtſtrahl. Und um ihr trotziges Herz durch Reue und kummervolle Dankbarkeit darnieder zu drücken, kam dieſe Botſchaft — des Vaters Botſchaft, der ſeine Adoptivtochter bat, nach Hauſe zu kommen und ihr verwirrtes und erhitztes Haupt an ſeine Bruſt zu legen und dort Ruhe und Kühlung zu finden; und dann der Schweſter Botſchaft, welche ihr ſagte, daß ihr Herz ſich noch immer nach der Rückkehr ihrer Schweſter ſehne, und ihr von jener lieblichen, ländlichen Heimath erzählte, die immer für ſie in Bereitſchaft gehalten werde. Zu jeder Zeit hätte ſie finden können, was ſie ſo ſehr bedurfte — Einſamkeit, Kühlung, Ruhe; und ihre liebliche, ländliche Heimath war die ganze Zeit offen für ſie geweſen, gleich der Bruſt ihres himmliſchen Vaters.

Aber ihre Seele reiſ'te weiter zu dem Gedanken an einen Mann, gegen den ſie mehr als gegen alle Anderen gerecht zu ſein gewünſcht hatte — zu Lord Cliffe! Hatte ſie ihn nicht mit der vollen Stärke ihrer kräftigen Natur geliebt? Mit einer Leidenſchaft, die ebenſo heftig und ſelbſtſüchtig war, wie ſeine eigene. Hatte ſie nicht in ihrer Weiſe alle ihre Bezauberungen angewendet, um ihn zu gewinnen; hatte ſie ihm nicht in ihrer Weiſe mehr, als er ihr, den Hof gemacht? War ſie nicht mehr als zur Hälfte verantwortlich für alles geſchehene Unheil? Ja, ja!

antwortete ihre erwachte Seele schaudernd. Und o! der Gedanke kam wieder und immer wieder, daß von allen diesen mächtigen Reizen, die angewendet worden, um die Liebe zu gewinnen, die ihre Seele zu ihrer selbstsüchtigen Befriedigung verlangte, nicht ein einziger Zauber versucht worden sei, um ihn wieder zurückzubringen, als er sich ihr entzogen; nein! nur zur Befriedigung einer anderen selbstsüchtigen und teuflischen Leidenschaft hatte sie denselben angewendet, und würde seinen Untergang herbeigeführt haben, hätte die Vorsehung ihn nicht abgewendet! Sie schauderte bei diesem Gedanken! Dann kam ihr auf einen Augenblick ein wahnsinniges Verlangen und verschwand, denn sie fühlte, daß die Befriedigung desselben unmöglich sei — die Gelegenheit zu haben, nicht seine Liebe wieder zu gewinnen — denn zuviel war zwischen ihnen vorgegangen, als daß ihr das hätte einfallen sollen — sondern sich an seine Brust zu werfen und alle reuevolle Zärtlichkeit ihrer milder gestimmten Seele auszuweinen.

Endlich, wenn sie ihr ganzes Leben betrachtete — was war sie gewesen? Was war sie gewesen bei allen ihren wunderbaren Gaben? Im besten Falle nur eine stolze Egoistin. Was hatte sie für Gott und Menschen gethan? Nichts. Ihre ganze Natur und ihr Leben waren selbstsüchtig gewesen.

Aber wir müßten Bände voll schreiben, um Alles zu schildern, was in einer Stunde Zeit in jener er-

wachten Seele vorging — die ſich ſeit Stunden, Tagen und Wochen angeſtrengt hatte, aus dem tiefen Abgrunde der Sünde und Reue und durch Dunkelheit, Irrthum und Zweifel zum Licht zu gelangen.

Am folgenden Tage kam Mr. Hervey wieder und brachte den Vormittag bei ihr zu. Er hatte den Brief von Virginia mitgebracht, und durch einen Wink drückte ſie den Wunſch aus, daß er ihn vorleſen möchte. Vieles davon hatte er Magdalena ſchon mündlich mitgetheilt. Aber jetzt hörte ſie Alles — jeden zärtlichen und innigen Gedanken und jedes Gefühl in Virginiens einfachen und rührenden Styl ausgeſprochen — und zum erſtenmal überflutheten Thränen ihre Augen und erleichterten ihr ſchwer belaſtetes Herz. Die Liebe und das Mitgefühl, welches ihre Mitmenſchen ihr erwieſen, hatte ihrer Seele die unendliche Liebe und Gnade ihres himmliſchen Vaters offenbart. Vergeſſend, daß irgend ein anderes Auge, als das Auge Gottes, auf ſie gerichtet war, erhob ſie ihre Augen und bewegte ihre Lippen zum Gebet. Aber Theodor bemerkte die Gemüthsbewegung mit einer Dankbarkeit, die kaum der ihrigen nachſtand.

Doch ich werde hier zu breit und ausführlich. Wer könnte ſich nicht vorſtellen, wie bei Magdalenens erwachtem Gewiſſen und Hervey's Freundlichkeit Tage und Wochen vergingen? Das tägliche Leſen von Gottes Wort — die inbrünſtigen Gebete und Dankſagungen und der liebliche Wechſelverkehr der Seelen

machte dieſe Zeit zu einer heilbringenden für Magdalena!

Freilich konnte ſie noch nicht reden — lebhafte Blicke, Thränen, Lächeln, Händedrücke und erhobene Blicke waren die einzigen Mittel des Ausdrucks für ſie — aber dieſe waren ſehr beredt, ſelbſt in ihrer Unvollſtändigkeit.

Täglich gewann ſie Stärke und täglich wurde das Geſicht, die Stimme und das Weſen Hervey's heiterer, man hätte denken ſollen, es wäre der Nacht ſeines Daſeins ein helles, längſterwartetes Licht angebrochen und er harre in freudiger Erwartung dem vollen und freudigen Tage entgegen.

Fünftes Kapitel.

Reue.

Ob der Italiener von Anfang bis zu Ende ein verstelltes Spiel gespielt hatte — ob er wirklich in feindseliger Absicht gegen Lord Cliffe nach Richmond gegangen sei, oder ob sein Herr, der Teufel, ihm eine günstige Gelegenheit geschenkt hatte, ist nicht genau bekannt. Alles, was man je erfuhr, ist die Thatsache, daß unter den Ersten, die zu der Stelle eilten, woher das Mordgeschrei ertönte, als Lord Cliffe in der Nacht angegriffen wurde, Bastiennelli sich befand, der den gefallenen Mann aufheben und in das Hotel tragen sah, und darauf sogleich in das Zeitungsbureau eilte, wo man mit der Zeitung für den folgenden Tag beschäftigt war. Hier setzte er den höchst übertriebenen Bericht auf, den man in gutem Glauben von ihm annahm, abdruckte und durch's Land verbreitete, und dessen Anblick Magdalenen beinahe den Tod gebracht hätte.

Zwei Stunden ſpäter reiſ'te Baſtiennelli mit der Poſt nach Baltimore ab und dann weiter nach Boſton, wo er zugleich mit der Zeitung ankam, die den falſchen Bericht von dem Angriffe enthielt. Indem er aus eigenen Zwecken Sorge trug, daß Magdalena dieſes Blatt gerade vorher zu Geſicht bekomme, ehe er ſich ihr zeigte, trat er ein und ſpielte die in einem früheren Kapitel mitgetheilte kleine Scene, deren Entwickelung nicht zu ſeinem Plane paßte. Als Magdalena gefallen war, getroffen von der entſetzlichen Gewalt der Reue, und er die Unmöglichkeit ſah, daß ſie ihn begleiten könne, verlor er keine Zeit, an Bord des erſten Schiffes zu gehen, welches nach Europa abſegelte. Dies war das Letzte, was man von ihm hörte. Folgende Entwickelungen zeigten, daß er ſich nur, um Magdalena in ſeine Gewalt zu bekommen, ſich das Verbrechen zugeſchrieben, welches er zu begehen nie verſucht hatte.

Doch genug von ihm.

Wir wollen jetzt zu Lord Cliffe und zu der Stunde zurückkehren, wo er bewußtlos in das Hotel getragen wurde.

Als der Richter Waſhington auf dem Schauplatze der Handlung ankam und Lord Cliffe bewußtlos in den Armen von zwei Männern, und Joſeph Carey, ſehr blaß, in der Gewalt der Polizei erblickte, war ſeine erſte Handlung, zu einem Wundarzte zu ſchicken, und ſeine zweite, die Polizeiofficianten zu bitten, Mr. Carey auf ſeine eigene Verantwortlichkeit frei zu laſſen.

Dann ließ er den Verwundeten vorsichtig aufheben, in das nächste Zimmer im unteren Stock tragen und auf ein Bett legen — endlich bat er die Polizei, die Menge, die sich vor der Thür gesammelt hatte, auseinander zu treiben. Dies Alles währte nur wenige Minuten.

Der Wundarzt kam bald und wurde in das Zimmer des Patienten geführt, wo der Richter Washington noch wartete. Er begann die Wunden zu untersuchen und wendete sich aber bald mit der Versicherung zu dem Richter, daß nicht die geringste Gefahr oder Veranlassung zur Unruhe vorhanden sei. Die Bewußtlosigkeit des Patienten sei die Wirkung des Falles — die Wunde in seiner Brust, obgleich noch blutend, wäre eine bloße Fleischwunde, und das Fließen des Blutes würde sich sogleich als wohlthätig erweisen und den Patienten wieder zum Bewußtsein bringen.

Als der Wundarzt die Wunde in der Brust verbunden hatte, öffnete Lord Cliffe seine Augen und schien sich des Geschehenen vollkommen bewußt zu sein, wie auch dessen, was jetzt vorging.

Der Richter zeigte sich sehr eifrig, Joseph Carey sogleich von der Beschuldigung zu reinigen, zog den Wundarzt auf die Seite und fragte ihn, ob der Verwundete jetzt wohl im Stande sei, über den Angriff und die Person des Angreifenden Bericht zu erstatten?

Der Arzt meinte, es könnte ohne Gefahr geschehen.

Dann setzte sich der Richter Washington an der

Seite des Lord Cliffe nieder, und nach einigen Fragen nach ſeinem gegenwärtigen Befinden und einigen Ausdrücken des tiefen Bedauerns wegen des an jenem Abend geſchehenen Unglücks, benachrichtigte er ihn von Joſeph Carey's Verhaftung und der Nothwendigkeit, ſogleich ſein Zeugniß abzulegen und ihn von der Schuld zu befreien, ſowie auch, um den wahren Verbrecher kenntlich zu machen und die Polizei auf die rechte Spur zu bringen.

Lord Cliffe erhob ſich ſogleich, ſtützte ſich auf ſeinen Ellbogen und bat den Richter Waſhington, ihm in ſeiner richterlichen Eigenſchaft den Eid abzunehmen und ſeine Ausſage anzuhören.

Der Richter klingelte ſogleich einem Aufwärter, eine Bibel ſowie auch Federn, Tinte und Papier zu bringen, worauf er ſich an einen Tiſch am Bette ſetzte, den Arzt und den Wirth als Zeugen aufrief, den Eid vorlegte und ſich vorbereitete, ſeine Ausſage niederzuſchreiben.

Lord Cliffe ſagte Folgendes aus: Während er ſich zwiſchen elf und zwölf Uhr in dem Damenbeſuchzimmer des Hotels mit Miß Waſhington unterredet habe, ſei an dem Privateingange des Hauſes geklingelt worden, und im nächſten Augenblick ein Aufwärter des Hauſes eingetreten, der ihm ein Billet eingehändigt, welches von Jemand geſchrieben zu ſein behauptet, der am Adler ſeiner warte, mit einer Botſchaft von — hier zauderte Lord Cliffe einen Augenblick und fuhr

dann wieder fort — mit einer Botſchaft von Miß Mountjoy. Achtlos hatte er das Billet in's Feuer geworfen, und bei ſeinem großen Eifer, von der vermißten Dame Nachricht zu erhalten, ſogleich das Haus verlaſſen und ſich zu dem beſtimmten Orte begeben. Er hatte ſich noch nicht weit von dem Hotel entfernt, als er bemerkt, daß er von Jemand verfolgt werde, der ſich beſtändig umwendete, wenn er ſich umwendete, ſtillſtand, wenn er ſtehen blieb und mit der Gewandtheit eines Affen verſchwand, ſobald er beobachtet wurde. Er ging auf ſeinem Wege weiter, indem ihm dieſer ſeltſame Menſch noch immer folgte, deſſen affenartige Liſt und Gewandtheit ihm das Anſehen eines Wilden oder eines Wahnſinnigen gab. Ein- oder zweimal wendete er ſich um in der Abſicht, ihn feſtzuhalten, aber in ſolchen Augenblicken verſchwand er ſo plötzlich, daß er ihm beſtändig in einer dunklen Nacht entging. Er glaubte kaum des Beiſtandes der Wache zu bedürfen, und indem er ſeinen Verfolger für einen harmloſen und furchtſamen Wahnwitzigen hielt, erreichte Lord Cliffe, mit Gegenſtänden von tieferem Intereſſe beſchäftigt, den Adler, den er zu ſeiner Ueberraſchung und Täuſchung bereits geſchloſſen fand. Unzufrieden mit dem Erfolge ſeiner nächtlichen Wanderung lenkte er ſeine Schritte wieder nach Hauſe, zu ſehr mit ſeinen eigenen Gedanken beſchäftigt, um an ſeinen ſeltſamen, vergeſſenen Verfolger zu denken, bis er in die Nähe des Richmond Hotel kam, wo er plötzlich auf den

Boden geworfen wurde und nur einen Augenblick Zeit hatte ſeinen ſeltſamen Verfolger in der Perſon dieſes Gegners zu erkennen, ehe er ſeine Beſinnung verlor. Mehr wußte er nicht, bis er ſich auf jenem Bette wiedergefunden und der Arzt und der Richter an ſeiner Seite geſtanden. Hier endete ſeine Ausſage. Dadurch wurde natürlich Mr. Carey von aller Schuld gereinigt, und man forderte ihn auf, ebenfalls ſein Zeugniß abzulegen. Als ihm der Eid abgenommen war, ſagte er aus, nachdem er zwiſchen elf und zwölf Uhr in jener Nacht das Hotel verlaſſen, ſei er ſogleich zu dem Hauſe des Doctor Goodwin gegangen, wo er ſich für jetzt aufhalte. Gerade, als er ſich habe zu Bette begeben wollen, ſei eine Botſchaft von einem ſterbenden Gemeindemitgliede gekommen, welche den Geiſtlichen aus ſeinem Hauſe gerufen. Er ſelber habe ſeine Dienſte angeboten, anſtatt des bejahrten Doctor Goodwin dorthin zu gehen, und wäre gerade auf ſeinem Wege zu dem Hauſe des Sterbenden geweſen, als ein Fall und ein Stöhnen gerade auf ſeinem Wege ſeine Aufmerkſamkeit erregt habe. Er ſei gerade zur rechten Zeit gekommen, um ein ſeltſam ausſehendes, menſchliches Weſen mit ſeinem Knie auf der Bruſt eines daliegenden Mannes zu ſehen. Als er zu der Stelle gelaufen und zugleich die Wache herbeigerufen, ſei der Mörder aufgeſprungen und entflohen. Als er ſtehen geblieben, um den hingefallenen Mann aufzuheben, habe er das Meſſer aus der Wunde gezogen,

aber gerade in dem Augenblick habe sich die Wache, welcher ein Pöbelhaufen gefolgt, um sie versammelt und er wäre verhaftet worden. Damit endete Mr. Carey's Zeugniß.

Lord Cliffe und Mr. Carey erklärten Beide, obgleich es dunkel gewesen, könnten sie sich doch unmöglich in der seltsamen Person des Mörders irren. Keiner von Beiden hatte ihn je vorher gesehen, oder konnte seinen Namen oder Absicht errathen. Beide waren der Meinung, daß er wahnsinnig sei. Als das Verhör beendet war und Joseph Carey sich entfernt hatte, um sich zu dem Bette des Sterbenden zu begeben, in der Hoffnung noch zur rechten Zeit zu kommen, um, wenn auch nicht dem Leidenden, so doch wenigstens seiner Familie Beistand zu leisten, und als Lord Cliffe eingeschlummert war, begab sich der Richter Washington auf sein Zimmer. Hier stützte er seinen Ellbogen auf den Tisch, sein Kopf neigte sich auf seine Hand, womit er seine Augen bedeckte, und so saß er in tiefem Nachdenken da. Ein einziges Wort in der Beschreibung der Person des unbekannten Mörders hatte die electrische Kette der Gedankenverbindung und Erinnerung berührt und ein Lichtstrahl schoß zwanzig Jahre in die Vergangenheit zurück, und er war fest überzeugt, daß der Gegner des Lord Cliffe mit Mary Washington's Mörder eine und dieselbe Person sei — der muthmaßliche geheime Feind der ganzen Familie Carey! Welchen Beweggrund konnte irgend Jemand

haben, die Carey's zu haſſen? Niemand war je allgemeiner bewundert und geliebt worden, als der Oberſt Carey und ſeine Familie. Es war eine moraliſche Unmöglichkeit, daß ſein Sohn oder ſeine Tochter, welche Beide dem unbekannten Feinde als Opfer gefallen waren, zu dem tödtlichen Haſſe konnten Veranlaſſung gegeben haben. Konnte ſich Oberſt Carey ſelber einen ſo unerbittlichen Feind zugezogen haben, daß ſein Haß ſich auf Alle erſtreckte, die ſeinen Namen führten? Wenn das der Fall war, auf welche Weiſe hatte er ſich ſeinen Feind zugezogen? Durch welche Handlung? Was war je in ſeinem Leben geſchehen? Was hatte ſich je auf ſeiner Pflanzung zugetragen, um irgend einer Perſon eine ſolche dauernde und unheilvolle Feindſchaft einzuflößen? Aber eines Unrechts erinnerte ſich der Richter Waſhington, welches man dem Oberſten Carey zur Laſt legen konnte. Zwar war es eigentlich nicht ſeine eigene Handlung, oder auf ſeinen eigenen Befehl geſchehen, doch hatte es ſich auf ſeiner Pflanzung zugetragen — und dieſe Handlung hatte den Richter immer mit dem natürlichen Widerwillen eines menſchlichen und verfeinerten Geiſtes erfüllt; da er aber auf keine Weiſe jene Handlung mit dem ſchnell aufeinander folgenden ſchrecklichen Ereigniſſen in Verbindung ſetzen konnte, ſo hatte er den Gedanken häufig aufgegeben, aber er kehrte immer mit eigenthümlicher Hartnäckigkeit zurück. Jetzt bemächtigte er ſich wieder ſeines Geiſtes. Endlich zog er ſeinen Schreib-

kasten zu sich hin, setzte sich nieder und schrieb an Broke Shield's, er möge sogleich nach Richmond kommen.

Früh am Morgen besuchte der Arzt seinen Patienten wieder, untersuchte und verband die Wunde von Neuem; dann ordnete er an, er möge einen oder zwei Tage ruhig bleiben, damit die Wunde sich schließen und heilen könne.

Als Virginia und Helene zum Frühstück kamen, vermißten sie Lord Cliffe und fragten nach ihm, worauf sie die Antwort erhielten, Seine Herrlichkeit wäre nicht so wohl, um beim Frühstück zu erscheinen. Nach dem Frühstück erzählte man ihnen von dem Angriff, der in der Nacht auf ihn gemacht worden, doch erhielten sie zugleich die Versicherung, daß alle Gefahr vorüber sei. Die Mädchen waren von dem Lärm erwacht, als so viele Leute in der Nacht hin und her gelaufen; da aber solche Störungen in einem großen Hotel nicht ungewöhnlich oder beunruhigend waren, so hatten sie keine Furcht oder Unruhe empfunden.

Virginia bat um die Erlaubniß, in das Zimmer ihres Vetters zu gehen, und als sie dieselbe erhalten, nahm sie ihre Arbeit, und begab sich, von Helenen begleitet, dorthin. Die Mädchen brachten den größten Theil neben dem Sopha zu, worauf der Kranke ruhte, indem sie ihm die langweiligen Stunden der Beschränkung durch Musik, Vorlesen oder Unterredung verkürzten. Am Nachmittage kam Joseph Carey und blieb eine Stunde dort.

Am nächſten Tage befand ſich Lord Cliffe viel beſſer, und am dritten Morgen nach dem Anfall verließ er ſein Zimmer.

Mittlerweile hörte man nichts von dem Mörder, obgleich man die Polizei aufgefordert hatte, ſich ſorgfältig nach ihm umzuſehen.

Lord Cliffe und Mr. Carey blieben bei ihrer erſten Meinung, daß der Mörder ein Wahnſinniger ſei.

Eine Woche nach dem Tage, an welchem der Angriff auf Lord Cliffe ſtattgefunden, begab ſich der Richter Waſhington mit ſeiner Familie in ſein Stadthaus, welches jetzt zu ihrem Empfange und ihrem Aufenthalte für den Winter in Bereitſchaft war.

Während der vergangenen Woche war die Zeit des Richters zwiſchen ſeinen öffentlichen Pflichten und den Anforderungen der Privatgeſellſchaften getheilt geweſen. Sein älteſter Freund, der General Mountjoy, lag ſehr krank und bei ſeinen vielen Bedürfniſſen der Krankheit und des Alters nahm er viel Zeit und Aufmerkſamkeit in Anſpruch.

An dem Morgen nach ihrem Einzuge in ihr eigenes Haus wurde die Familie bei Tagesanbruch herausgeklopft und die Bitte an den Richter Waſhington ausgeſprochen, ſogleich in das Haus des General Mountjoy zu eilen, der dem Tode nahe ſei und ſeinen alten Freund noch in einem höchſt wichtigen Geſchäfte zu ſprechen wünſche. Ohne einen Augenblick zu zau-

dern, beeilte ſich der Richter Waſhington der Aufforderung zu gehorchen.

Er war mehrere Stunden abweſend.

Die Familie wartete bis zehn Uhr und ſetzte ſich dann ohne ihn nieder. Um elf Uhr kam der Briefträger und brachte die für den Tag angekommenen Briefe. Es war ein ſehr ungewöhnlicher Fall, daß der Richter zur Poſtſtunde abweſend war, und doch war er jetzt noch nicht zurückgekehrt. Virginia nahm die Briefe, ſah die Aufſchriften an und ſtutzte heftig, als ihr Auge auf einen Brief fiel, der das Poſtzeichen Boſton trug, von Theodor Hervey's Hand überſchrieben und mit „eigenhändig" bezeichnet war.

„Helene," ſagte ſie, indem ſie ängſtlich den Brief in der Hand umwendete, „erhielteſt Du nicht geſtern einen Brief von Deinem Bruder, worin er meldete, daß er eben in Boſton angekommen ſei?"

„Ja."

„Und hier iſt ein zweiter, Helene, mit dem Poſtzeichen Boſton, an meinen Großvater adreſſirt und mit „eigenhändig" bezeichnet. O, Helene! was kann dies bedeuten? Es iſt unrecht, neugierig zu ſein — es iſt thöricht, ängſtlich zu ſein — doch — Magdalena! o, wie mein Herz ſchlägt! wie wünſchte ich, daß Vater kommen möchte!"

In dem Augenblick, als wäre jener Wunſch ein Zauberſpruch geweſen, wurde an der Hausthür geklingelt und gleich darauf trat der Richter Waſhington

in das Beſuchzimmer. Virginia's erſter Impuls war, auf ihn zuzuſpringen, ihm den Brief in die Hand zu geben und ihn zu bitten, ihn zu leſen. Aber die Stille und Feierlichkeit ſeines Geſichts erſchreckte ſie. Sie ſtand auf, ſtellte ihm einen Stuhl hin und er ſank ſchweigend darauf nieder. Gleich darauf wagte ſie zu ihm zu ſagen:

„Vater, die Poſt iſt angekommen.“

„Lege Alles auf die Seite, meine Liebe.“

„Da iſt ein Brief von Theodor Hervey — wir glauben, daß —“

„Thut nichts — laß ihn eine Weile ruhen, mein Kind.“

Dann erinnerte ſich Virginia mit einiger Reue, daß ſie mit dem Gegenſtande ihrer eigenen Beſorgniß den alten Freund ihres Vaters, deſſen Krankenbett, ja deſſen Sterbebett vielleicht er eben verlaſſen, gänzlich vergeſſen habe.

„Vater, ich hoffe dies war auch ein falſches Gerücht, und es iſt nicht ſchlimmer mit dem General Mountjoy!“

„Nein, mein Kind, er befindet ſich beſſer.“

„Wirklich! es iſt mir ſehr lieb, dies zu hören, Vater. Ich dachte mir wohl, daß es ſo ſein würde. Ich wünſchte indeſſen, man möchte Sie nicht ſo unnöthigerweiſe ſtören.“

„Du mißverſtehſt mich, mein Kind! General Mountjoy befindet ſich beſſer, inſofern es beſſer iſt, durch den Tod von ſchweren Leiden befreit zu werden.“

„O, lieber Vater iſt es ſo? Und Sie haben dieſe ſchwere Prüfung zu beſtehen gehabt! Sie ſehen ſehr angegriffen aus! Wollen Sie ſich nicht in Ihrem Zimmer niederlegen und mir erlauben Ihnen eine Taſſe Kaffee zu bringen?“

„Nein, liebes Kind — ich will mich nicht niederlegen. Ich habe heute viel zu thun, Virginia. Aber Du kannſt mir eine Taſſe Kaffee bringen, meine Liebe. Wo iſt Cliffe?“

„In der Bibliothek, lieber Vater,“ verſetzte Virginia, indem ſie ihm Hut und Stock abnahm und weglegte, worauf ſie hinauseilte, um die Taſſe Kaffee zu holen.

„Soll ich ihn rufen, mein Herr?“ fragte Helene Hervey, die an ſeine Seite trat und ihm zu dienen wünſchte.

„Nein — ja, ja, meine Liebe! geh, Helene, und bitte ihn, hierher zu kommen,“ verſetzte der Richter.

Helene eilte in die Bibliothek und kehrte bald mit Lord Cliffe zurück.

Als der Richter Waſhington die Taſſe Kaffee getrunken hatte, die Virginia ihm gebracht, gebot er den beiden Mädchen, ſich zu ſetzen und ſagte:

„Was ich Euch mitzutheilen habe, meine Kinder, könnte Euch ebenſo gut noch vorenthalten werden, obgleich es in wenigen Tagen allgemein bekannt ſein muß. Obgleich ich weiß, daß Ihr den Verluſt meines älteſten Freundes mit mir lebhaft beklagt —“

„O, gewiß, das thun wir, das thun wir," sagten beide Mädchen, während Lord Cliffe durch seine Blicke ausdrückte, was er nicht aussprach.

„Ich bin dessen gewiß, meine Kinder! So sehr Ihr also auch meinen Kummer über den Verlust eines so alten und theuren Freundes theilt, wie der verstorbene General Mountjoy, so werdet Ihr Euch dennoch mit mir freuen, daß er endlich einer Person volle Gerechtigkeit angethan hat, die wir alle aufrichtig lieben und auffinden müssen, wenn sie noch am Leben ist."

„Magdalena!" rief Virginia.

„Ja, Magdalena. General Mountjoy ließ mich diesen Morgen rufen, um sein Testament in Verwahrung zu nehmen — worin er seine Enkelin anerkennt und, mit Ausnahme einiger sehr unbedeutenden Vermächtnisse, ihr die sämmtlichen großen Besitzungen — Mattowa, Levels, Alta Bayou — kurz Alles hinterläßt! Virginia, meine Liebe, jetzt bist Du nicht mehr die reichste Erbin in Deiner Grafschaft."

„O! Gott sei Dank, daß meine Schwester Magdalena es ist," versetzte Ginnie lebhaft.

„Lord Cliffe," fuhr der Richter fort, indem er sich zu Sr. Herrlichkeit wendete, „als mein alter Freund mich zu seinem Testamentsvollstrecker ernannte und mich aufforderte, einen zweiten zu wählen, nahm ich mir die Freiheit, Sie zu nennen. Aus dem Grunde ließ ich Sie jetzt zu mir rufen. Sie und ich sind die Vollstrecker des Testaments des verstorbenen General

Mountjoy — und wir müssen sogleich Mittel zur Entdeckung seiner Enkelin und einzigen Erbin Magdalena Mountjoy anwenden."

Während des letzteren Theiles dieser Anrede war Virginia's Gesicht blaß und roth geworden, ihre Gestalt zitterte und ihr Benehmen verrieth die größte innere Aufregung. Endlich, als der Richter schwieg, sprang sie auf, holte Theodor Hervey's Brief herbei, gab ihm denselben in die Hand und sagte:

„Vater! lieber Vater! o! lesen Sie doch diesen Brief! schnell! gleich! ich bitte Sie! O! ich bin gewiß, er muß Nachricht von Magdalena enthalten!"

Der Richter sah sie mit einiger Ueberraschung und Mißbilligung an — langsam brach er das Siegel des Briefes und überblickte ihn. Als er aber weiter las, zeigte sein Gesicht abwechselnd Ueberraschung, Freude, Verlegenheit, Täuschung und Kummer.

„Ja! dieser Brief enthält Nachricht von Magdalena, mein liebes Kind, aber eine Nachricht, worüber wir uns kaum freuen können! Theodor hat sie in Boston aufgefunden, aber sehr krank und fast dem Tode nahe."

Virginia wurde sehr blaß bei seinen Worten und streckte ihre Hand nach dem Briefe aus — aber der Richter schüttelte den Kopf, verweigerte ihr denselben, reichte ihn aber dem Lord Cliffe hinüber und sagte mit bedeutungsvollem Blicke:

„Mylord, da Sie in Vereinigung mit mir die

lieben — ungeachtet alles Unrechts, welches er ihr gethan — er hatte nie aufgehört sie zu lieben von der ersten Stunde an, bis zur gegenwärtigen — und als er bei seiner conventionellen Ansicht von den Dingen daran gedacht hätte, eine Gattin zu wählen nach seinem Range in der Gesellschaft, und die verschiedenen Branchen und Besitzungen in seiner Familie zu vereinen, indem er seine Cousine Virginia Washington heirathete, hatte er dennoch Magdalenen seine Neigung zugewendet. Und mit jener seltsamen Unbeständigkeit und mit jenem Mangel an Uebereinstimmung zwischen dem Herzen und der Hand, hatte er Magdalena aufrichtig und innig geliebt, während er am heftigsten auf die Erfüllung seines Verlöbnisses mit Virginia drang. Ja noch mehr! oft wenn er ihr Bild betrachtete, bezaubert und hingerissen von dem schönen, dunklen und glänzenden Gesichte, welches dort abgebildet war, und welches, wie Virginia in Wahrheit sagte, mehr Macht hatte, das Wasser seiner Seele aufzuregen, als ihr eigenes, lebendiges Gesicht, ihr Lächeln und ihre Berührung je besessen — da empfand er eine fast unglaubliche Versuchung aufzuspringen und sich selber auf den Weg zu machen, um seine Magdalena aufzusuchen. Ueberdies fühlte sie sich ihm nahe, ihm verwandt und vertraut mit ihm, wie sonst Niemand in der Welt. In jeder Stimmung ihrer starken Natur war sie anziehend und theuer für ihn. Er erinnerte sich der Stunde, wo sie ihm eine Stärke des Lebens, der Gemüthsbewegung

und der Freude eingeflößt hatte, die er nie vorher oder nach hererreicht hatte — und wann ſollte das geweſen ſein? Als er ſie zuletzt geſehen, als er ihr in der Vorhalle des Theaters begegnet war, da war er einen Augenblick erſtaunt und erſchrocken ſtehen geblieben über ihre ſtille und ſchreckliche Leidenſchaft — und dann hatte er einen faſt unwiderſtehlichen Impuls gefühlt, die ſchöne Medea in ſeine Arme zu ſchließen. Er würde dies auch gethan haben, aber ſie war zu ſchnell entſchwunden und für ihn verloren — und er fand Gelegenheit, ſeine Selbſtbeherrſchung wieder zu gewinnen. Dennoch war von der Stunde an alle ſeine Leidenſchaft für Magdalena in ihrer früheren Stärke zurückgekehrt. Beachtete er ihre Drohung, da er die Stärke ihres Charakters kannte? Nicht im Geringſten! Er allein beſaß die Schlüſſel zu dieſem Character. Empfand er Entſetzen bei der tiefen und bitteren Stärke ihres Wunſches, ſich zu rächen? Nicht im Geringſten. Er wußte, daß jene glühende Leidenſchaft viele Jahre, ja eine ganze Lebenszeit andauern könne — bis ſie ihr Opfer verzehrt hatte — wenn er geſtatte, daß es ſo lange währe. Aber er wußte auch, wenn er einmal an der Seite ſeiner Löwin ſei, wenn ſein Arm ſie umſchlinge, und ihr Kopf an ſeiner Bruſt ruhe und ſeine Stimme in ihr Ohr töne, und er ein Wort des Vertrauens ausſpreche, ſo würde ſie alle ihre Rache aufgeben, und ihr Zorn ſich in eine Fluth der zurückkehrenden Liebe verwandeln, wie ſchwächere Naturen

ſie nie empfinden könnten. Und Magdalena's Stärke des Zornes oder der Liebe — eben, weil es Stärke war — hätte er nicht im Geringſten ſchwächer gewünſcht.

Seitdem Virginia ihn mit Feſtigkeit und Entſchloſſenheit zurückgewieſen hatte, waren ſeine Gedanken immer wieder mit ungetheilter Gewalt zu Magdalenen zurückgekehrt. — Tauſendmal hatte er den falſchen Stolz verwünſcht, vermöge deſſen er ſein eigenes Herz getäuſcht und ſie betrogen hatte. Virginia's entſchiedene Zurückweiſung ſeiner Hand bedauerte er nicht allzu ſehr — es wurde dadurch ein Band abgeſchnitten, welches ihn von der Pflicht und von ſeiner tieferen Neigung zurückhielt, welches ſein Stolz ihn verhinderte, mit eigenem Willen zu trennen.

Dies waren ſeine Gedanken geweſen, während er noch einen ſehr unbeſtimmten Begriff von Magdalenens Aufenthalt und Lage hatte.

Die letzten Ereigniſſe, der Tod des General Mountjoy, der ihr ein ſehr beträchtliches Vermögen hinterließ, ſo wie die Ankunft von Theodor Hervey's Briefe, welcher meldete, daß ſie in Boſton ſehr krank darnieder liege, und beſonders die Veranlaſſung zu dieſer Krankheit — hatten alle ſeine verwirrten und zerſtreuten Gedanken, Gefühle und Vorſätze auf einen Brennpunkt hingeleitet, hatten ſein Verlangen erregt, Magdalena wiederzuſehen und ihrer innigen Liebe zu vertrauen — jener inniger Liebe, die alles Andere in ihrer Natur übertraf. — Seine Ernennung zum Teſta-

mentsvollstrecker in Gemeinschaft mit dem Richter Washington, seine genaue Kenntniß von ihrem Aufenthalt und ihrer Lage, dies Alles hatte seinen Weg so sehr vor ihm geebnet, daß endlich alle diese Beweggründe ihn bestimmten, sich ohne Verzug zu ihr zu begeben.

Einen hastigen Brief an den Richter Washington schreibend, gab er alle Ansprüche an Miß Washington's Hand auf, theils weil sie selber die Erfüllung des Verlöbnisses nicht wünsche, theils weil andere Verhältnisse von gleicher Wichtigkeit ihn dazu nöthigten. Dann bat er seinen Wirth, seine hastige Abreise und Abwesenheit auf einige Tage zu entschuldigen, so wie den Damen der Familie seine respectvollen Complimente auszurichten, und sagte ihm für jetzt Lebewohl.

Diesen Brief schickte er in das Bibliothekzimmer, um ihn dort hinzulegen, bis der Richter Washington ihn dort finde; und da er durchaus keine Gesellschaft wünschte, so verließ er das Haus und befand sich bald nachher auf dem Wege nach dem Norden.

Sechstes Kapitel.

Joseph Carey's Geschick.

Als der Richter Washington jenen Theil von Theodor Hervey's Brief las, der Magdalenens plötzliche und fast tödtliche Krankheit von dem Schreck herleitete, den die Nachricht von dem Angriff auf Lord Cliffe's Leben auf sie gemacht, wurde sein Argwohn hinsichtlich des wahren Verhältnisses zwischen ihnen zum erstenmale erregt. Als er den Brief den Händen des Lord Cliffe übergab und seine Aufmerksamkeit auf die erwähnte Stelle richtete, beobachtete er ihn, und da er bemerkte, daß sein Gesicht sich während des Lesens veränderte, wurde sein Mißtrauen noch erhöht; als Lord Cliffe ihm den Brief ohne eine Bemerkung zurückgab, hastig aufstand und plötzlich das Zimmer verließ, wurde sein Zweifel sehr vermehrt. Als er endlich spät am Nachmittage den Brief Seiner Herrlichkeit empfing, worin er respectvoll seine Bewerbung

um Miß Washington's Hand zurücknahm und für jetzt sich von der Familie beurlaubte, da wurden seine Zweifel völlig bestätigt und er wählte jetzt seine eigene Handlungsweise.

Aber gerade jetzt nahmen die letzten Dienste der Freundschaft für den verstorbenen General Mountjoy seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Als der vertraute Freund des Verstorbenen und vermöge seines eigenen hohen Amtes war er sehr angemessen gewählt, um für die Familie des General Mountjoy zu handeln, so wie auch für die Staatsbehörden, die dem Andenken des verstorbenen Gouverneur's alle Achtung zu erweisen wünschten, ohne in die Heiligkeit des Privatkummers einzudringen. So beschäftigten ihn die Anordnungen zu der Leichenfeierlichkeit ausschließlich mehrere Tage. Die Leichenfeierlichkeit selber war eine höchst schmerzliche Parade für den Richter Washington.

Alle Geschäftslocale und alle öffentlichen Bureaus waren geschlossen. Die Stadt war schwarz behängt — von Sonnenaufgang begannen die Minutenschüsse — viele Compagnien des Militairs und der Freiwilligen wurden herauscommandirt — die Straßen waren mit Soldaten, Bürgern, Pferden und Wagen angefüllt — Trauermusik ertönte und auf dem Schauplatze der Handlung zeigten sich nur Pracht, Pomp und die Zeichen des ruhmvollen Todes.

Zu einer frühen Stunde des Tages befand sich die Familie des Richter Washington, wie die

Freundschaft es forderte, bei der Familie des Verstorbenen.

In Abwesenheit des Doctor Goodwin, der wegen einer Unpäßlichkeit noch zu Hause bleiben mußte, hielt der ehrwürdige Mr. Carey die Grabrede.

Am Schlusse der Leichenfeierlichkeit kehrte der Richter Washington zu einer späten Stunde des Nachmittags mit seiner Familie in seine Wohnung zurück. Er hatte Joseph, der sich jetzt in dem Trauerhause befand, auf den Abend zu sich eingeladen. Sobald sie das Haus erreichten, begab sich der Richter in tiefen Gedanken in sein Arbeitszimmer und die Mädchen gingen in ihre Zimmer, um sich eine Weile auszuruhen und sich auf den Thee vorzubereiten.

Um sieben Uhr, zu ihrer frühen Stunde des Abendessens, versammelte sich die Familie im Besuchzimmer, wo Joseph Carey bald zu ihnen kam. Die feierlichen Ereignisse des Tages hatten einen Schatten des Ernstes über den ganzen Abendzirkel geworfen. Der Richter Washington war noch in tiefen Gedanken. Als der Thee beseitigt war und sie sich alle um den mittleren Tisch versammelt hatten, Helene und Virginia mit ihren Nadelarbeiten und Joseph Carey mit einem Bande von Shakspeare, um auf Ginnie's Bitte die Tragödie Lear laut vorzulesen, saß der Richter Washington gegen seine Gewohnheit auf seinem großen Lehnsessel abgesondert da. Ehe Joseph Ginnie's Befehl befolgte, wendete er sich zu dem Richter und

fragte, ob er wohl sei und ob das Vorlesen ihn nicht stören werde?

„Nein, mein lieber Joseph, fahre nur fort," versetzte der Richter in so vertrautem und zärtlichem Tone und Wesen, daß Ginnie ihre Augen mit einem Blicke voll der innigsten Liebe und höchsten Verehrung auf ihren Großvater und dann mit einem Ausdruck der Sicherheit und des Glücks auf Joseph richtete. Die Vorlesung begann und das Stück füllte den langen Winderabend aus.

Als es zu Ende war, unterhielt man sich eine halbe Stunde und dann bat der Richter Mr. Carey, die Abendgebete vorzulesen. Virginia stand auf, holte die Bibel und das Gebetbuch und legte Beides vor Joseph auf den Tisch. Helene klingelte der Dienerschaft, die bald darauf ruhig und anständig eintrat und ihre Plätze einnahm. Als die Abendgebete beendet waren, entfernten sich die Diener still aus dem Zimmer.

Joseph Carey stand auf, um sich zu entfernen, aber auf einen Wink des Richters nahm er seinen Sitz wieder ein.

Der Richter Washington rief Virginia an seine Seite und als sie kam und mit so viel Liebe und Erwartung in ihrem sprechenden Gesichte dastand, flüsterte er:

„Ginnie!" und es lag eine Welt der Zärtlichkeit in dem Tone, womit er diese zärtliche Abkürzung aus-

ſprach, „Ginnie, mein Liebling, lege Deine Hand in die meine! Ginnie! die Welt hat ein ganz verſchiedenes Anſehen, als ſonſt gewöhnlich, nach einem Tage, wie dieſer. Ginnie, der Glanz und die Würde des Lebens iſt nichts für die Seele, die heute zu ihrem Schöpfer gegangen — und Beides ſcheint mir jetzt auch ſehr wenig werth zu ſein. Gute Herzen, treue und warme Neigungen, feſte und redliche Grundſätze und Abſichten ſcheinen mir von unendlich höherem Werthe zu ſein. Ginnie!“ fuhr er nach einer gedankenvollen Pauſe fort, „theuerſte Ginnie! ich wünſchte die getrennten Branchen und Beſitzungen Deiner Familie wieder zu vereinen — ich wünſchte thörichterweiſe zu Deiner eigenen weltlichen Auszeichnung Dich als Lady Cliffe zu ſehen — doch bin ich jetzt faſt gewiß, daß dieſer Titel rechtmäßig einer Anderen gehört. Du ſiehſt überraſcht aus! Du wirſt es ſogleich verſtehen. Ja, jener Titel gehört rechtmäßig einer Anderen — und wenn es auch nicht wäre, ſo würde ich doch, nach dem, was ich jetzt weiß, und wie ich jetzt fühle, nicht mehr nach einer ſolchen Würde für Dich ſtreben. Ich will lieber mein eigenes Gewiſſen, Dein Glück und Deine Wohlfahrt berückſichtigen, indem ich Dich mit meinem Segen einem Manne von feſten Grundſätzen und reinen Neigungen ſchenke — einem Manne, von dem Du einſt mit Wahrheit ſagteſt, daß er dieſen Vorzug mehr als jeder Andere verdiene!“ Dann ſtand er matt von ſeinem Stuhle auf, hielt

noch Virginia's Hand in der ſeinigen, näherte ſich, legte ſie in die des Mr. Carey und ſagte: „Joſeph, willſt Du ſie haben?“

* * *

Was that oder antwortete Joſeph? Ich erinnere mich deſſen in der That nicht deutlich. Ich vermuthe indeß, Mr. Carey ſagte Alles, was man von ihm erwarten konnte und was angemeſſen war zu ſagen — während es auch durchaus nicht unwahrſcheinlich iſt, daß er etwas ſehr Thörichtes ſagte, und was er nicht hätte ſagen ſollen, denn die bedächtigſten und würdevollſten Perſonen thun es wohl bei ſolchen Gelegenheiten — und überdies war die Frage ſo plötzlich und verwirrend: „Joſeph, willſt Du ſie haben?“ Natürlich wollte er das! Das wußte der Richter Waſhington gut genug, als er dieſe Frage that, und ich vermuthe, dieſe Frage war gewiſſermaßen eine höfliche Entſchädigung, eine delicate Entſchuldigung wegen ſeines langen Widerſtandes und ſeiner endlichen Einwilligung, als wenn er geſagt hätte:

„Joſeph, das Kind, welches ich Dir ſo lange vorenthalten habe — ich gebe Dir jetzt eine Gelegenheit, ſie Deinerſeits auszuſchlagen — obgleich ich wohl weiß, daß Du es nicht kannſt.“ Nein! ich weiß nicht, was Joſeph ſagte oder that, aber ſo viel iſt gewiß, daß er Ginnie's Hand feſt in der ſeinigen hielt — es wäre unnöthig geweſen, denn Ginnie wollte ſie

ihm nicht entziehen — dann ſeine Augen zu dem Richter Waſhington erhob und ihn voll unausſprechlicher Gedanken anſah.

* * *

Am nächſten Morgen beim Frühſtück kündigte der Richter Waſhington ſeiner Familie die Abſicht an, am nächſten Tage nach Boſton abzureiſen, um ſeine Adoptivtochter und Mündel Magdalena Mountjoy zu beſuchen, ſo wie auch ſein Vorhaben, Joſeph Carey zu bitten, ſich während ſeiner kurzen Abweſenheit zum Schutze der Mädchen im Hauſe aufzuhalten. Nach dem Frühſtück trennte ſich der Familienkreis — der Richter ging, um Joſeph aufzuſuchen und ſeine Vorbereitungen zur Reiſe zu beginnen, Virginia um einen liebevollen Brief an ihre Schweſter aufzuſetzen und Helene, um an ihren Bruder zu ſchreiben.

Aber es geſchah ſogleich etwas, was für jetzt ihre Pläne veränderte, denn ſobald der Richter Waſhington das Haus verlaſſen hatte und auf die Straße gekommen war, begegnete ihm Adam Hawk, der auf das Haus zuſchritt — Adam Hawk ganz geſchoren und raſirt und mit einem Ausdruck der ſtrengen Genugthuung in ſeinem Blicke. Sobald der Richter Waſhington den Greis in ſeinem neuen Aufzuge erblickte, friſch geſchoren, zierlich gekleidet, leicht auf ſeinen Stock geſtützt und jenen Blick des Triumphes zeigend, wurde dem Richter Adam's Vorhaben und Abſicht ſogleich klar.

„Nun, Adam?“ ſagte er lebhaft.

„Nun, Herr, Sie ſehen, ich bin geſchoren!“

„Kommen Sie herein, alter Freund! kommen Sie herein! Sie ſind ermüdet! Wie weit kommen Sie dieſen Morgen ſchon?“ fragte der Richter, die marmornen Stufen vor ihm hinaufgehend und die Thür öffnend.

„Ich verließ vorgeſtern Proſpect Plains und ritt das Maulthier Billy. Geſtern Abend gelangte ich bis zu dem Gaſthauſe am Kreuzwege und da war es ſo ermüdet, daß ich es zurücklaſſen mußte, um auszuruhen — und ſo nahm ich denn dieſen Morgen meinen Stock in die Hand, ging zu Fuß weiter und hier bin ich.“

„Acht Meilen zu Fuß vor dem Frühſtück iſt zu viel für Ihr Alter, mein guter Freund! Sie müſſen Frühſtück haben, ehe Sie mir ein Wort erzählen,“ ſagte der Richter, der ſehr beſorgt für die Bequemlichkeit ſeines alten Aufſehers war, wenn er gleich lebhaft wünſchte, zu erfahren, was er ihm mitzutheilen habe. Er führte ihn in das Speiſezimmer, wo das Frühſtücksgeſchirr noch nicht abgetragen war, ließ ihn am Tiſche Platz nehmen und klingelte einem Bedienten zu kommen und ihm aufzuwarten.

Nach dem Frühſtück trat der Richter Waſhington von Adam Hawk begleitet in ſein Arbeitszimmer, wo er den ganzen Vormittag mit ſeinem Verwalter blieb.

Beim Mittagseſſen kam er wieder mit ſeiner Familie zuſammen und änderte die Anordnungen von dem Morgen dahin ab, daß er, anſtatt nach Boſton zu gehen, mit ſeinem ganzen Haushalte ſogleich nach Proſpect Plains abreiſen müſſe.

Siebentes Kapitel.

Dankbarkeit -- tiefe, glühende Dankbarkeit — mehr als irgend etwas Anderes — glühte in Magdalenens Herzen und auf ihrem Gesichte, als sie viele Stunden lang mit gefalteten Händen und aufgerichtetem Blicke schweigend auf ihrem Bette lag — Dankbarkeit, daß ihre Seele von der Schuld eines großen Verbrechens befreit sei — Dankbarkeit gegen Gott allein. Dieses Gefühl nahm so alle anderen Regungen und Gedanken in Anspruch, daß sie sich der liebevollen Bemühung Theodor Hervey's kaum bewußt war. Während sie sich so mit ihren Träumereien beschäftigte, saß er Stundenlang geduldig an ihrem Bette, wartete, bis sie ihn beachtete, oder errieth ihre Bedürfnisse, ehe sie sie ausgesprochen hatte. Wenig wußte Magdalena, wie sehr sie ihr Leben der beständigen Wachsamkeit, der unausgesetzten Fürsorge Theodor Hervey's verdanke; wie seine Aengstlichkeit für ihre Genesung ihn mit

einem Scharfblick begabt hatte, wodurch er sogleich die Gefahr bemerkte und abwendete, die ihr drohte — während er Alles um sie versammelte, was einen wohlthätigen Einfluß auf sie hervorbringen konnte.

Vor allen Dingen schützte er sie vor Aufregung, und so gut war es ihm gelungen, diese Gefahr abzuwenden und sie vor der geringsten Aufregung zu schützen, daß die Blutung nicht zurückgekehrt war und daß sie sich jetzt im Stande fühlte zu reden und sich zu bewegen.

Nachdem er an den Richter Washington geschrieben und lange genug auf eine Antwort gewartet hatte, die in Folge der vielfachen Beschäftigungen jenes Herrn noch nicht gekommen war, hatte Mr. Hervey in der Erwartung, daß vielleicht ein Mitglied der Familie persönlich erscheinen werde, den Befehl ertheilt, ihn vorher vorsichtig und geheim in Kenntniß zu setzen, wenn Jemand komme und nach ihm oder der kranken Dame frage, da es durchaus nöthig war, sie vor Ueberraschung zu schützen.

An einem Nachmittage saß er bei Magdalenen und las ihr zu ihrer Unterhaltung aus den Gedichten der Mrs. Hemans vor. Magdalena war jetzt nicht, wie sonst, in Träumereien versunken, sondern widmete ihm ihre ganze Aufmerksamkeit. Sie lag auf der Seite, wendete ihr Gesicht zu ihm und richtete ihre Augen voll lebhafter, glühender und dankbarer Zärtlichkeit auf ihn — während er mit der einen Hand

ihre wachsartigen Finger drückte, mit der anderen das Buch hielt, woraus er vorlas und außerordentlich glücklich aussah.

Er hatte ihr bereits mehrere Gedichte vorgelesen, als ein leises Schluchzen seine Aufmerksamkeit erregte. Er hielt inne, wendete sich zu Magdalena und bemerkte, daß ihre Augen voll Thränen waren, daß ihr Busen sich auf einen Augenblick hob, worauf sie sogleich ihre Bewegung unterdrückte. Dann berührte sie seine Hand und lächelte matt und mit klaren Augen.

Jener Ausdruck des Gefühls war aber Hervey nicht entgangen. Das Buch zumachend, sank er neben ihrem Bette auf seine Knie, nur um ihr näher zu sein, nahm ihre Hand zwischen seine beiden Hände, sah sie an, ohne zu reden, und sagte dann:

„Liebe Magdalena! liebe Magdalena! wenn ich Sie nur glücklich machen könnte — wenn ich Ihnen nur zeigen könnte, wieviel theurer mir Ihr Glück ist, als alles Andere. Magdalena! Magdalena! was kann ich für Sie thun? Sie haben ein treues Herz gefunden, welches Ihnen einen Ruheplatz, eine Heimath gewähren könnte! O, Magdalena, wenn dieses Herz Ihnen nur Frieden gewähren oder die Aufopferung desselben Ihr Glück erkaufen könnte!“

Magdalena antwortete nicht mit Worten, aber sie drückte wieder seine Hände und sah ihn voll dankbarer Liebe an.

Gerade in diesem Augenblick näherte sich Jemand

der Thür und Theodor nahm seinen Sitz wieder ein. Es war die Krankenwärterin, die in's Zimmer trat und Mr. Hervey eine Karte einhändigte. Theodor sah sie an und wechselte die Farbe. Magdalena richtete fragend ihre Augen auf ihn.

„Ein Besuch, den ich empfangen muß, liebe Magdalena — das ist Alles," versetzte er, stand auf, faßte ihre Hand, drückte sie, ließ sie wieder sinken und verließ das Zimmer, um den Besuch zu empfangen.

Als Theodor Hervey in das Besuchzimmer trat, erkannte er sogleich die hohe und ausgezeichnete Person, welche aufstand und ihm entgegen kam, als Lord Cliffe. Er reichte ihm sogleich freundlich die Hand und bat seinen Sitz wieder einzunehmen, indem er sich sogleich auf einen Stuhl niedersetzte. Dann sprach er seine Freude aus, mit Lord Cliffe zusammenzutreffen, und sagte, er hoffe, daß er wohl sei und die Washingtons bei guter Gesundheit zurückgelassen habe. Lord Cliffe gab ihm die Versicherung, daß die Familie sich wohl befinde, und daß er sich ebenfalls von den Wirkungen seiner unbedeutenden Wunde erholt habe. Dann wagte Theodor zu fragen, ob dieser geheimnißvolle Umstand sich auf irgend eine Weise aufgeklärt habe. Lord Cliffe antwortete, der ganze Gegenstand sei noch in ein Geheimniß gehüllt — seine eigene Meinung über den Angreifenden sei aber, daß er aus einem Irrenhause entflohen sei; dann aber wünschte er dem Zwecke seines Besuches näher zu kommen und sagte:

„Sie haben natürlich von dem Tode des General Mountjoy gehört.“

„Ja — und ich bin auf die Vermuthung gekommen, daß das freundschaftliche Verhältniß des Richters Washington zu jener Familie ihn gerade jetzt genöthigt hat, sich viel mit derselben zu beschäftigen, und ihn zugleich verhindert, einen wichtigen Brief zu beantworten, den ich in der letzten Woche an ihn geschrieben — wenn Sie nicht vielleicht, wie ich zu hoffen geneigt bin, einen Brief oder eine mündliche Nachricht überbringen?“ sagte Hervey.

„Nein, ich überbringe weder einen Brief noch eine mündliche Nachricht von dem Richter Washington, den ich, wie Sie richtig vermutheten, sehr beschäftigt mit dem Leichenbegängnisse zurückließ. Dennoch betrifft mein Geschäft in Boston gerade den Gegenstand jenes Briefes.“

„Wie — in welcher Weise, mein Herr, wenn ich fragen darf?“

„Ich muß zu General Mountjoy's Tode zurückkehren. In seinem Testamente erkannte er Magdalena Mountjoy als seine Enkelin, die rechtmäßige Tochter seines Sohnes Victor Mountjoy an, und mit der Ausnahme einiger unbedeutenden Vermächtnisse an seine Schwester und an seine Nichten die Swans, hat er ihr seine ganze reiche Besitzung hinterlassen, welche drei der besten Pflanzungen in Virginien in sich begreift. Er bestimmte den Richter Washington und

mich zu seinen Testamentsvollstreckern, und in dieser Eigenschaft — da der Richter Washington anderweitig beschäftigt ist — bin ich nach Boston gekommen, um mich nach dem Befinden und der Wohlfahrt der Erbin zu erkundigen."

Theodor Hervey hörte anfangs mit großer Ueberraschung zu und dann zeigte sich Traurigkeit in seinem Gesichte. Als Lord Cliffe zu reden aufhörte und auf eine Antwort zu warten schien, sagte er zerstreut:

„Ja, das war nicht mehr als recht — um seinetwillen ist es mir lieb, daß er es gethan. Wenn er aber auch ohne Testament gestorben wäre, hätte doch sein ganzes Vermögen Magdalenen, als seiner gesetzlichen Erbin, zufallen müssen, denn die Ehe Victor's Mountjoy mit Margaretha Hawk war eine Thatsache, die sich wohl beweisen ließ, während kein Beweis vorhanden war, daß der General Mountjoy je einen gesetzlichen Einspruch gethan, wodurch die vor der Volljährigkeit der Beiden vollzogene Ehe ungültig geworden wäre. Das Schweigen des Vaters oder Vormunds wird als Einwilligung angesehen — wenn dieses Schweigen bis zur Volljährigkeit Beider währt, so ist die Ehe vollkommen gesetzlich."

„Ja, mein Herr," sagte Lord Cliffe, und sehr begierig von Magdalenen zu hören, fragte er: „Wo ist die junge Dame jetzt, und wie ist ihr gegenwärtiger Gesundheitszustand? Ist es möglich, daß sie einen Besuch empfangen kann?"

„Sie befindet sich in diesem Hause, wo sie seit Jahren gewohnt hat, wenn sie sich in Boston aufgehalten. Ihre Gesundheit hat sehr gelitten, wie ich dem Richter Washington geschrieben. Sie ist jetzt in der Genesung, doch so völlig geschwächt und so reizbar, daß ihre Lage noch immer höchst bedenklich ist und die äußerste Wachsamkeit und Fürsorge erfordert, um sie von jeder Aufregung frei zu halten, die ihr gefährlich sein könnte. Nein, mein Herr, ich denke sie ist nicht in dem Zustande, einen Besuch anzunehmen, der unwillkürlich so viele schmerzliche Erinnerungen bei ihr erwecken muß."

Lord Cliffe sah Mr. Hervey fest in's Gesicht, da er aber nichts Neues oder Auffallendes darin las, so fragte er:

„Was meinen Sie mit diesen Ausdrücken, Mr. Hervey."

„Wenn Sie, wie ich vermuthe, mit dem Inhalte meines Briefes bekannt sind, so kann es Ihnen nicht unbekannt sein, daß es das Gerücht von Ihrem Tode war, welches Miß Mountjoy beinahe tödtete — sollte man nun nicht vermuthen, daß Ihr Anblick sie in ihrem schwachen Zustande sehr aufregen und ihr vielleicht den Tod bringen möchte?"

„Magdalena pflegte sonst nicht so schwach zu sein," sagte Lord Cliffe, indem die Reue sein Herz packte.

„Nein — und doch war sie Virginien sehr zuge-

than. Sie waren im Begriff, ſich mit Miß Waſhington zu verheirathen, und man ſagte, daß Sie ermordet worden — ich weiß nicht, ob ſie da eine große Schwäche zeigte, bei der lebhaften Theilnahme an dem äußerſten Kummer ihrer Schweſter."

„War Magdalena der Meinung, daß ich im Begriff ſei, mich zu verheirathen?" fragte Lord Cliffe mit einer ſeltſamen Verſchmelzung des Schmerzens, des Bedauerns und Zweifels in dem Ausdruck ſeines ſchönen Geſichts.

„Ich nehme es als ausgemacht an."

„Aber Sie wiſſen es nicht — Sie hörten ſie nie von dieſer beabſichtigten Heirath reden?"

„Nie — dennoch kann wenig Zweifel vorhanden ſein, daß ſie darum haßte — denn die beabſichtigte Heirath war allgemein bekannt."

„Das Gerücht iſt ſprüchwörtlich lügenhaft — ganz beſonders in dieſem Falle."

„Mein Herr!"

„Ich war nicht im Begriff, mich mit Miß Waſhington zu verheirathen — ich bin mit jener jungen Dame nicht verlobt, und habe auch nicht die Abſicht, mich je mit ihr zu verloben."

„Sie überraſchen mich, mein Herr!"

„Ich kann es mir denken. Aber um den Gegenſtand zu verändern — ich muß ſogleich Magdalena ſehen, wenn es möglich iſt."

„Lord Cliffe, ich bedaure ſehr, mich in der Noth-

wendigkeit zu befinden, zu wiederholen, daß es unmöglich ist. Miß Mountjoy's Zustand ist zu kritisch, um die mindeste Aufregung zu gestatten — denn die geringste Ueberraschung könnte einen unheilvollen Rückfall veranlassen."

„Bei dieser Lage der Dinge muß ich Sie um eine Gunst bitten, nämlich, Magdalena allmälig und vorsichtig auf meinen Besuch vorzubereiten — denn sobald die Rücksicht für ihre Gesundheit es gestattet, muß ich durchaus eine Unterredung mit ihr haben. Nun, mein Herr, wann werde ich sie besuchen können?"

„Ich fürchte, daß mehrere Tage — vielleicht Wochen vorher vergehen müssen," versetzte Theodor kalt, denn das Benehmen seines Gastes gefiel ihm jeden Augenblick weniger.

„Mehrere Tage — eine Woche — das wird nicht angehen — das kann kaum nöthig sein. Wer ist Magdalenens Arzt?"

„Der Arzt der Miß Mountjoy," sagte Theodor mit Nachdruck, um Lord Cliffe wegen seiner vertrauten Benennung einen Vorwurf zu machen, „der Arzt der Miß Mountjoy ist Doctor Warren."

„Seine Adresse?" fragte Se. Herrlichkeit höflich.

„Washington Street Nr. 3."

„Ich werde ihn sogleich über diesen Gegenstand befragen," sagte Lord Cliffe aufstehend und nach seinem Hute greifend.

„Noch einen Augenblick, Mylord!“ ſagte Theodor Hervey, plötzlich Lord Cliffe's Arm faſſend und ihn zurückhaltend; „noch einen Augenblick,“ ſagte er, indem er mit der Hand über ſeine Stirn fuhr, dann in tiefem aber raſchem Nachdenken ſtehen bleibend, als ein Glied nach dem anderen von der electriſchen Kette der Erinnerung und der Umſtände berührt wurde und ihm die ſchmerzlichſten Möglichkeiten darſtellte — ihre ſeltſame Angſt — ihren Schreck — zu groß, um von einer einer Freundin oder gar von dem Verlobten einer Freundin erregt zu werden — und dann ſeine vertrauliche Anrede und ſein faſt gebieteriſches Weſen. — Waren ſie Verlobte? Waren ſie — der nächſte Gedanke war überwältigend — er wurde blaß, taumelte und faßte die Stuhllehne an, während Lord Cliffe jene Ueberraſchung mit Verlegenheit anſah. „Ich bitte um Verzeihung, Mylord,“ ſagte Theodor, ſich faſſend; „ſetzen Sie ſich nieder! Ich ſelber kann kaum ſtehen.“

Lord Cliffe nahm ſeinen Sitz wieder ein, und Theodor ſank auf einen Stuhl nieder.

„Nun, Mr. Hervey?“ ſagte Lord Cliffe, um ihn wieder zu ſich zu bringen.

„Nun, mein Herr!“

„Sie hielten mich vermuthlich zu irgend einem Zwecke zurück?“

„Ja,“ ſagte Theodor und ließ wieder ſeinen Kopf auf ſeine Hände ſinken; dann faßte er ſich mit An-

ſtrengung und fuhr fort: „Lord Cliffe, Sie wollen Doctor Warren befragen, und es iſt wahrſcheinlich, daß er Ihnen ſagen wird, eine Unterredung mit einem Manne, der in einer Geſchäftsangelegenheit komme, dürfte nicht gefährlich für Miß Mountjoy's Ruhe und Leben ſein. Aber Sie können ſelber am Beſten beurtheilen, ob Sie nur ein zufälliger Bekannter ſind, und ob Ihre Unterredung die Ruhe der Dame ſtören wird oder nicht.“

Er ſchwieg in einiger Verlegenheit.

„Wohin ſoll dies führen, Mr. Hervey?“ fragte Se. Herrlichkeit.

„Mein Herr, ich weiß nicht, welches Ihr Verhältniß zu Miß Mountjoy geweſen iſt oder noch iſt — aber ſo viel weiß ich, wenn ſich in Ihrer gegenſeitigen Erfahrung aufregende Umſtände befinden, woran ſie durch die Unterredung mit Ihnen erinnert werden möchte, ſo wird dieſe Unterredung eine nachtheilige Wirkung ausüben oder gar tödtlich ſein. Sie müſſen am Beſten wiſſen, ob Sie ſelbſt mit des Doctors Erlaubniß Miß Mountjoy beſuchen dürfen oder nicht.“

Lord Cliffe blieb eine Zeitlang ſchweigend und in tiefem Nachdenken ſitzen. Dann ſtand er auf und ging langſam und ſinnend im Zimmer auf und ab. Endlich nahm er ſeinen Sitz wieder ein und ſagte lebhaft:

„Ich muß Magdalena ſehen! Nur wenige Schritte

von ihr entfernt zu ſein und ſie nicht zu ſehen, iſt unerträglich! Ich muß Magdalena ſehen! Ich muß in ihr Zimmer geführt werden, während ſie ſchläft, damit ich ſie anſehen kann! Hören Sie, Mr. Hervey?"

„Ich höre, mein Herr!"

„Doch Sie ſagen nichts zur Zuſtimmung! Ich ſage Ihnen, ich muß und will Magdalena ſehen — hören Sie?"

„Verzeihen Sie mir, Lord Cliffe, wenn ich, als Miß Mountjoy's älteſter Freund, Sie frage, mit welchem Recht Sie dieſes Vorrecht fordern?"

„Ich könnte vielleicht die Sache umkehren und ſagen: Sie haben Stunden an Magdalenens Krankenbette zugebracht, und welches Recht haben Sie, in ihrer Nähe zu ſein?"

„Ich würde Ihnen antworten, Mylord," ſagte Theodor mit lebhaftem Erröthen, „das geheiligte Recht der alten Freundſchaft und meines heiligen Gewandes!"

„O! Ihr heiliges Gewand!" fiel Lord Cliffe mit dem erſten rauhen Sarkasmus ein, den er je angewendet.

„Ja, mein Herr! mein heiliges Gewand — ſo unwürdig auch der jetzige Träger deſſelben ſein mag — verſchafft mir Eintritt in die Krankenzimmer der Männer, Frauen oder Kinder, deren Leiden Theilnahme und Beruhigung fordern. Der Platz eines Geiſtlichen

iſt gewiß am Kranken- oder Sterbebette. — So war es," fügte Theodor mit bebender Stimme hinzu, „und da ſie keinen anderen Freund hatte, um für ſie zu ſorgen, ſo nahm ich den Platz ein!"

Als Lord Cliffe ihn jetzt anſah, ſeine blaſſen Wangen, ſeine hohlen Augen und ſeine ſchmächtige Geſtalt betrachtete und ſie unwillkürlich mit ſeiner eigenen, kräftigen und athletiſchen Figur verglich — an dieſen ſchwachen und zarten Mann dachte, der ſich, obgleich er ſelber der Ruhe und Pflege bedurfte, ſeit mehreren Wochen Tag und Nacht aus vollkommener, uneigennütziger Liebe dem Dienſte einer anderen Perſon gewidmet hatte — und als er daran dachte, wie fruchtlos dies für ihn ſein und wie bald man ihm den Gegenſtand ſeiner reinen Liebe entreißen werde — da entfloh alle bittere Eiferſucht und jeder unwürdige Zorn aus ſeinem Herzen, und er empfand einen guten Impuls, zu thun, was in dieſer Lage vollkommen recht war — nämlich dieſem ſchätzbaren jungen Geiſtlichen die Wahrheit anzuvertrauen. In einer anderen Stunde hätte ſich Lord Cliffe vielleicht nicht von einem ſolchen Impulſe leiten laſſen. Jetzt aber ſtand er auf, legte ſeine Hand vertrauensvoll auf Theodor Hervey's Schulter und ſagte in ernſtem Tone:

„Mr. Hervey! glauben Sie mir, ich bin Ihnen aufrichtig dankbar für Ihre Theilnahme an Magdalenens Schickſal. In ihrem und in meinem eigenen Namen danke ich Ihnen aufrichtig. Ich fürchte, Sie

haben durch Ihre Bemühung Ihrer Gesundheit geschadet. Jetzt müssen Sie von Ihrer Anstrengung ausruhen. Und wenn Sie aus Ihrem Berufe verdrängt werden, so denken Sie, daß es von einem Manne geschieht, dessen Pflicht und Neigung ihn an diesen Posten ruft —"

Hier hielt er inne.

„Von Miß Mountjoy's Vormund, meinen Sie vielleicht, mein Herr!" sagte Hervey, ohne seinen Kopf zu erheben, den er auf seine Hand stützte.

„Von Lady Cliffe's Gatten."

Theodor wurde todtenblaß — seine Hände sanken an ihm nieder und sein Kopf fiel zurück. Lord Cliffe erhob eine dieser kalten Hände und drückte sie lebhaft. Dann schien er nicht weiter auf seine Qual zu achten, denn er hatte großen Glauben zu der endlichen Selbstbeherrschung und fuhr dann fort:

„Ja, Magdalena ist meine Gattin. Sie waren mit Recht überrascht und verletzt, weil ich sie wiederholt Magdalena nannte, obgleich Sie mich durch Ihr Benehmen nachdrücklich getadelt hatten. Der Grund war, ich konnte meiner Gattin nicht ihre Mädchenbenennung beilegen. Theodor! hören Sie mich weiter an. Wir wurden vor länger als vier Jahren in einem Dorfe bei Norfolk insgeheim getraut. Sie brachte ein Jahr mit mir zu, durch Europa zu reisen — dann trennten wir uns aus Gründen, die jetzt zu wiederholen unnöthig sind — ich ging nach England, und

ſie kehrte nach einer kleinen Weile hierher zurück. Obgleich wir verheirathet waren und länger als ein Jahr mit einander lebten, ſo war doch etwas mangelhaft in unſerer Dispenſation, wodurch unſere Ehe ungültig geworden wäre, wenn eins von uns Beiden darauf hätte Anſpruch machen wollen. Hören Sie mich an, Mr. Hervey?"

„Ja, ja, ich höre!"

„Nun alſo, was ich wünſche, iſt mein Recht, meine Gattin zu ſehen, ſie zu überwachen während ſie ſchläft und ſie mit meiner Gegenwart bekannt zu machen, ſobald es ſicher iſt, es zu thun."

„Sie ſtehen jetzt nicht unter den Geſetzen Virginiens! Sie ſind jetzt in Maſſachuſetts! Bedenken Sie wohl, Sie haben Ihre Ehe eingeſtanden! Sie haben mir eingeſtanden, daß dieſe Dame Ihre Gattin iſt. Das bindet Sie! Ich werde Sie bei Ihrem Wort halten!" ſagte Theodor mit Nachdruck, indem er für Magdalenens Intereſſen ſorgte.

„Mein lieber Hervey! Sie können mir keinen größeren Dienſt erweiſen! Ja, Sie ſollen mich noch feſter binden — ſo feſt wie Staat und Kirche mich nur binden können — ſobald Magdalena hinreichend wieder hergeſtellt iſt, ſollen Sie uns durch den unwiderruflichen Ritus Ihrer Liturgie verbinden!"

„Ja, ja, das muß geſchehen! Das muß freilich geſchehen! Ich ſelber muß es thun!" rief Theodor faſt wild, als er aufſtand, um das Zimmer in einer

unbekannten Abſicht zu verlaſſen, aber ehe er ſich bis auf drei Schritte der Thür genähert hatte, ſchwankte und fiel er!

Lord Cliffe ſprang zu ihm hin, trug ihn bewußtlos zu einem Sopha, legte ihn darauf und klingelte, um Beiſtand zu erhalten.

Achtes Kapitel.

Theodor Hervey war eine Woche lang durch eine schwere Krankheit auf sein Bett beschränkt. Mittlerweile hatte sich Lord Cliffe mit dem Arzte besprochen — ihm nur so viel von seiner Geschichte mitgetheilt, wie er für durchaus nöthig hielt — viel weniger, als er Theodor Hervey gesagt hatte — und hatte dann das Recht erhalten, in das Krankenzimmer einzutreten. An demselben Nachmittage, während Magdalena schlief, wurde er eingelassen, um sie zu sehen. Das Zimmer war sehr still und verdunkelt, damit die Patientin besser ruhen könne. Er trat, nur von der Krankenwärterin begleitet, ein, die nicht mit ihm bis an's Bett ging. Er näherte sich mit ernstem Wesen und leisen Schritten, um die schöne und bewußtlose Schläferin anzusehen! Er neigte sich über sie. Magdalenens Anblick, wie sie hülflos und unbewußt dalag — so blaß, so sehr blaß — indem die Todtenfarbe ihres

Geſichts durch das ſchwarze Haar zu beiden Seiten und die dunklen Augenbrauen und Augenwimpern, die auf den Wangen ruhten, noch gehoben wurde — der Anblick dieſes Weſens noch ſo ſchön im Untergange — erweckte die tiefſte Liebe in ſeiner Seele, um ſo tiefer, ſtärker, inniger und glühender wegen der Reue — der Reue, die ſehr bitter ſein mußte, wäre nicht die Abſicht und die Hoffnung geweſen, all' ihr vergangenes und gegenwärtiges Leiden wieder gut zu machen, und ſich für ihr Glück zu bemühen. Doch ungeachtet ſeiner vorherrſchenden Hoffnungen ſah er ſie mit faſt gebrochenem Herzen an — denn es war noch Ungewißheit, Zweifel und Furcht vorhanden, und ſie hatte ſich ſo furchtbar verändert. Selbſt der Tod hätte kaum eine größere Veränderung hervorbringen können!

Wo war jetzt der ſchöne Teint, die feſte Elaſticität der Muskeln, jener großartige Umriß der Form, jene Stärke, die abſtoßend hätte ſein müſſen, wäre nicht die außerordentliche Schönheit geweſen, jene herrliche Lebenskraft, die den großen Zauber und die Macht des wunderbar begabten Weibes bildete?

Fort, Alles fort!

Und was hatte ein ſo wunderbares Werk des Schöpfers zerſtört? Und was auf der Erde oder im Himmel konnte es wieder herſtellen?

Alles, was jetzt übrig war von jenem wunderbaren Leben, von jener Stärke und Schönheit, ſchien nichts zu ſein, als eine prächtige Ruine!

Der Seufzer, der ſeinen Lippen entfuhr, kam aus den tiefſten Tiefen ſeiner Seele.

Jener Seufzer ſtörte die Schläferin. Sie ſeufzte in ihrem Schlafe und bewegte ihre abgemagerte, durchſichtige Hand, wie mit einer unwillkürlichen Geberde des Flehens.

Lord Cliffe fürchtete, ſie möchte erwachen, und entfernte ſich von ihrem Bette.

Dann hörte er, wie ſie ſich bewegte und in leiſem Tone murmelte. O, wie durchzuckte ſein Herz der erſte, ſanfte Laut ihrer Stimme! Sie war wach — ſie ſprach mit der Wärterin, die ſich ſogleich dem Bette näherte.

Lord Cliffe entfernte ſich aus dem Zimmer und begab ſich wieder zu dem Arzte.

„Kann ſie wieder geneſen?“

„Ja, bei ſorgfältiger Behandlung.“

„Ich will ſelber für ſie ſorgen — ich will ſie nie verlaſſen, als wenn es zu ihrem eigenen Wohl gereicht; wird ſie, kann ſie völlig wieder hergeſtellt werden? Wird ſie je wieder wie ſonſt werden?“

„Sie hat die ſchönſte Conſtitution, die mir je bei einem Manne, einem Weibe oder bei einem Kinde vorgekommen iſt; aber es ſind Jahre erforderlich, um eine ſolche Verletzung, wie ſie erlitten hat, wieder gut zu machen — Jahre der aufmerkſamen Sorgfalt —“

„Das ſoll meine Sorge ſein! — Sagen Sie mir nur, daß Jahre und Sorgfalt Magdalena zu ihrem

früheren, herrlichen Selbst wiederherstellen können, und wenn ich diese Hoffnung vor mir habe, sollen Jahre meine Geduld nicht ermüden, noch Sorge von dem Bemühen mich abschrecken," sagte Lord Cliffe, der bei der Lebhaftigkeit seiner Gemüthsbewegung sein gewohntes, ruhiges und zurückhaltendes Wesen vergaß.

Er schlug in dem Hotel seine Wohnung auf. Wenn Magdalena während des Tages schlief, nahm er die Stelle der Wärterin an ihrer Seite ein — und räumte sie nur, wenn sie sich bewegte, als wollte sie erwachen.

Am zweiten Tage von Theodor Hervey's Abwesenheit, gerade als er das Zimmer verließ, hörte er, wie sie nach Mr. Hervey fragte, und wie die Wärterin eine ausweichende Antwort gab, daß er wegen einer geringen Unpäßlichkeit auf seine Wohnung beschränkt sei. So verging eine Woche, als endlich eines Tages Lord Cliffe dachte, Magdalena habe seine Anwesenheit an ihrem Bette beinahe entdeckt. Es war um Mittag, als sie schlief, und er wie gewöhnlich an ihrem Bette saß. Die Fensterladen waren geschlossen und selbst die schweren Vorhänge zugezogen, um den hellen Schein der Mittagssonne auszuschließen. Das Zimmer war daher dunkler, als gewöhnlich, doch da er schon eine Stunde dagesessen, so hatten sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt, und er konnte die Gegenstände ziemlich gut sehen. Er saß da und betrachtete in trauernder Bewunderung das marmorbleiche, maje-

statische Gesicht, dunkel beschattet von den prächtigen Wellen des schwarzen Haares, als plötzlich die langen, schwarzen Augenwimpern, die todtähnlich auf der schneeweißen Wange ruhten, zu zittern begannen, und dann öffneten sich die großen, tiefen, dunklen Augen und blickten träumerisch, trauernd und liebevoll auf ihn!

Er wich in den Schatten des tiefen Lehnsessels zurück und entfernte sich leise aus dem Zimmer, während ihr Blick ihn verfolgte — voll träumerischer Erinnerung, voll Liebe, Mitleid und Flehen — Alles vereint in schattenhaftem Mysticismus, gleich Gedanken im Schlummer oder Wolken in der Nacht. Er verweilte vor der Thür, doch wurde er nicht zurückgerufen — er vernahm nicht die geringste Bewegung, bis er hörte, wie sie die Wärterin in leisen und ruhigen Tönen fragte, ob sie nicht wisse, ob Mr. Hervey sich besser befinde, worauf ihr geantwortet wurde, daß er besser und schon ausgegangen sei und jetzt nur das Ende ihres Schlummers abwarte, um ihr einen Besuch abzustatten.

„So lassen Sie ihn bald hereinkommen," flüsterte sie.

Lord Cliffe wünschte sich Glück, daß er sich entfernt hatte, ehe sie so völlig wach geworden, um ihn zu erkennen, und verließ die Thür, zuerst in der Absicht sogleich Mr. Hervey aufzusuchen und ihn zu bitten, während seiner bevorstehenden Unterredung mit Magdalena sie auf einen Besuch mit ihm vorzubereiten —

dann aber that er mit delicater Rücksicht für Theodor's gegenwärtige Lage und Gefühle seiner Ungeduld Zwang an und beschloß, bis zum nächsten Tage zu warten.

Er traf Mr. Hervey im Besuchzimmer, ergriff mit Wärme seine Hand und sprach die lebhafteste Freude aus, ihn wieder hergestellt zu sehen.

Mr. Hervey dankte ihm und fragte mit Fassung, ob er Magdalena eben verlassen habe. Lord Cliffe bejahte es.

„Wie hat sie sich die vergangene Woche befunden? Und wie scheint sie sich jetzt zu befinden?"

„Es wird täglich besser mit ihr. Diesen Morgen war ihre Stimme viel stärker, als am ersten Tage meiner Ankunft."

„Sie weiß noch nicht, daß Sie da sind, mein Herr?"

„Nein, aber heute — eben jetzt — hätte sie mich ganz unerwartet beinahe entdeckt."

Und Lord Cliffe erzählte ihm Alles, was geschehen war.

Theodor versank eine Weile in schweigendes Nachdenken und sagte dann:

„Lord Cliffe, ich will Magdalena diesen Nachmittag besuchen und über ihre Lage urtheilen. Wenn ich es für gerathen halte, will ich sie vorsichtig von Ihrer Gegenwart im Hause in Kenntniß setzen. Es ist besser, wenn es so bald wie möglich geschieht. Eine plötzliche Entdeckung in ihrem kritischen Zustande würde

unfehlbar nachtheilig sein, und während Sie sie im Schlafe überwachen, ist sie in beständiger Gefahr einer solchen Entdeckung. Wenn sie erst weiß, daß Sie hier sind, haben wir weiter nichts zu fürchten — und wenn dann ihr Geist völlig beruhigt ist, muß sie mit großer Schnelligkeit ihre Gesundheit und Stärke wieder erlangen. Da Sie aber eine Woche in ihrer Nähe gewesen sind, sollte ich denken, müßte sie vorbereitet sein, ohne große Ueberraschung Ihre Gegenwart im Hause zu vernehmen. Das kann man sich vorstellen ohne gerade an den Verkehr der Geister zu glauben! Ja, wenn ihr Zustand es irgend gestattet, muß ich es ihr diesen Nachmittag sagen."

„Ich danke Ihnen, Hervey! Das ist mein Wunsch! Doch würde ich Sie heute nicht darum gebeten haben!"

Theodor lächelte traurig — und sein Lächeln sagte so deutlich, wie Worte es nur ausdrücken können:

„Die Bitterkeit des Todes — der Tod der Hoffnung ist bereits vorüber! Ich habe jetzt weiter nichts zu leiden!"

Beide schwiegen einige Minuten und dann wiederholte Mr. Hervey:

„Ja, wenn es möglich ist, will ich es ihr heute sagen — und dann, sobald es geschehen kann —"

„Wollen Sie die Trauung nach dem Ritus der bischöflichen Kirche wiederholen!"

Es trat wieder Schweigen ein; dann streckte Mr. Hervey seine Hand zu dem neben ihm stehenden Tische

aus, nahm einige Briefe und Papiere zuſammen, die dort zerſtreut lagen und ſagte:

„Ich habe einen Brief von großer Wichtigkeit von dem Richter Waſhington erhalten — vielleicht aber haben Eure Herrlichkeit ähnliche Mittheilungen empfangen?“

„Nein, ich habe kürzlich nichts vom Richter Waſhington gehört.“

„Da denke ich, wird er Ihnen bald ein höchſt wichtiges Geſchäft mittheilen.“

„Ich bin nicht gewiß, ob der Richter Waſhington mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte bekannt iſt.“

Mr. Hervey ſah überraſcht aus bei dieſer Bemerkung, ſagte aber nichts dazu.

„Da Sie die wichtigen Mittheilungen des Richters erwähnt und auch angedeutet haben, daß ſie mich nahe angehen, ſo dürfte es mir vielleicht geſtattet ſein zu fragen, von welcher Art dieſelben ſind.“

„Gewiß; der Richter Waſhington ſchreibt mir, als das Leichenbegängniß des General Mountjoy vorüber geweſen, habe er in Folge meiner Mittheilungen über Magdalena perſönlich hierher eilen wollen, beſonders da ſie durch das Teſtament ihres Großvaters des General Mountjoy zu der alleinigen Erbin ſeines Vermögens eingeſetzt und er zum Teſtamentsvollſtrecker ernannt worden; aber, fährt er fort, als er gerade im Begriff geweſen, nach dem Norden abzureiſen, habe er die plötzliche Nachricht von der Verhaftung des Men-

schen erhalten, der den Angriff auf Eure Herrlichkeit gemacht, und wodurch er nach Prospect Hall gerufen worden. Ich vermuthe, mein Herr, sobald Ihr gegenwärtiger Aufenthalt Ihren Freunden bekannt ist, werden Sie aufgefordert werden, dort zu erscheinen, um auszusagen, ob es derselbe Mann ist, wenn Sie nicht bereits dorthin gerufen worden sind?"

„Nein, ich wiederhole, ich habe keine Nachricht von dem Richter Washington oder von irgend sonst Jemand in Virginien. Das ist das Erste, was ich von der Verhaftung höre. Ich selber bin aber der festen Meinung, daß der Mensch, der den Angriff auf mich machte, ein Wahnsinniger war. Dies, denke ich, wird sich auch bei der Untersuchung zeigen. Ist durch diese Verhaftung irgend ein neues Licht auf die Sache geworfen worden? Schreibt der Richter Washington etwas darüber?"

Theodor Hervey veränderte seine Farbe und erwiderte mit leiser und feierlicher Stimme:

„Ja, ein schreckliches Licht ist auf ein viel schwärzeres Verbrechen geworfen worden, welches lange Zeit in Geheimniß gehüllt gewesen — ein so schwarzes und entsetzliches Verbrechen, daß selbst nach zwanzig Jahren noch die Seele bei der Erinnerung schaudert — ich meine den grausamen, entsetzlichen Mord der liebenswürdigsten, kindlichsten, himmlischgesinntesten Frau, die nur je auf der Erde gewandelt, wenn wir an Engel glauben dürfen!"

„Mary Washington! Sie meinen Mary Washington! aber wie — vor zwanzig Jahren — zwanzig Jahre liegen zwischen den beiden Handlungen — was können die beiden Umstände mit einander gemein haben? Bitte, erklären Sie sich!"

„Ihr Gegner und der so lange unentdeckte Mörder Mary Washington's sind, wie man vermuthet, derselbe Mann."

„Und er?"

„Ist durch die beharrliche Wachsamkeit Adam Hawk's verhaftet worden, und befindet sich jetzt in dem Gefängniß der Grafschaft."

„Aber sein Name — sein Beweggrund — wer ist er? — Was, im Namen des Himmels, konnte sein Beweggrund sein, wenn dies Alles nicht ein Irrthum ist, wie ich zu denken geneigt bin. Ich wiederhole, mein Gegner war ein Wahnsinniger."

„Wahnsinnig mochte er sein, als er Sie angriff — aber nicht wahnsinnig, als er Mary Washington tödtete."

„Aber sein Name — wer ist er?"

„Ein flüchtiger Sclave des verstorbenen Obersten Carey, der sich vor länger als zwanzig Jahren von der Pflanzung seines Herrn entfernte und den man für todt hielt, der aber in der That mit dem Kainszeichen vor seiner Stirn auf der Erde umhergewandert ist. Es sind in der letzten Zeit Umstände bekannt geworden, die zu der Entwickelung seines Lebens und

Verbrechens, so wie zu seiner Verhaftung geführt haben."

„Aber sein Zweck! sein Zweck! bei der teuflischen Handlung?"

„Rache!"

„Gegen wen? — Doch nicht gegen die liebliche, sanfte, kindliche Frau, die er gemordet — nicht gegen mich, der ich ihm nie etwas zu Leide gethan!"

„Gegen eine Familie — gegen alle, die den Namen Carey führen. Es ist eins von jenen entsetzlichen Beispielen der dämonischen Leidenschaft, der höllischen Bosheit, die nur beständig in dem lavaähnlichen gemischten Blute — in der vulkanischen Brust eines Mulatten sieden kann!"

„Aber dies wird immer verwickelter und unerklärlicher — wie ist es möglich, daß der menschliche und redliche Oberst Carey oder irgend Jemand von seiner schätzbaren Familie einen solchen teuflischen Geist des Hasses und der Rache kann hervorgerufen haben?"

„Dies ist eine höchst empörende Geschichte — ich erinnere mich, sie gehört zu haben, als ich ein Knabe war, und daß sie damals einen höchst schmerzlichen Eindruck auf mich machte. Körperliche Strafen kommen auf den Pflanzungen in meinem Geburtslande sehr selten vor. Auf der Besitzung des Richter Washington hat man dergleichen nie geduldet. Es ist auch auf der Pflanzung des Obersten Carey nur ein einziger Fall der Art vorgekommen. Damals wurde

dieſe Strafe in Abweſenheit des Herrn, ohne ſeinen Befehl und ſelbſt ohne ſein Wiſſen in Anwendung gebracht; der Verwalter Adam Hawk, der ſich immer durch Strenge und Rauhheit des Charakters auszeichnete, that es auf ſeine eigene Verantwortung, und der Gegenſtand der ſchmachvollen Strafe war Abram Pepper, ein junger Mulattenſclave des Oberſten Carey. Bei ſeiner Aufſicht über die Feldarbeiter war Adam Hawk ſtrenge, aber im Allgemeinen gerecht, er ſcheint indeſſen wenig Schwierigkeiten bei der Behandlung der Neger gehabt zu haben, außer in dieſem einen Falle mit dem jungen Mulatten, der von ſehr widerſetzlicher Gemüthsart war. Eines Tages während der Abweſenheit des Oberſten Carey in Richmond blieb die Pflanzung zur geſchäftigen Erntezeit der ausſchließlichen Aufſicht des neuen Verwalters überlaſſen, und Abram Pepper weigerte ſich, an die Arbeit zu gehen. Adam Hawk befahl ihm ſtrenge, auf's Feld zu gehen. Abram entgegnete mit einem Fluche, er wolle nicht gehen. Der Verwalter wurde aufgebracht und drohte. Der Neger bot ihm Trotz, ſein Aergſtes zu thun. Es erfolgte eine heftige und widerwärtige Scene, die damit endete, daß Adam Hawk den Uebertreter auspeitſchen ließ, was ſonſt noch nie auf der Beſitzung des Oberſten Carey geſchehen war. Als der Mulatte überwältigt war, widerſetzte er ſich nicht länger, ſondern unterwarf ſich mit trotziger Reſignation. Er ging an ſeine Arbeit und wendete keine Drohung

mehr an — ſprach kein Wort — aß mit den übrigen Arbeitern zu Mittag, ging auch am Nachmittag an ſeine Arbeit — ſpeiſ'te zu Abend und ging zu Bette. Niemand vermuthete ſeine Abſicht, davonzulaufen oder gar ſich auf ſo entſetzliche Weiſe zu rächen. Am nächſten Morgen aber fehlte er auf ſeinem Poſten, und obgleich man in der ganzen Umgegend Nachſuchungen anſtellte, ſah man ihn doch nie wieder auf der Pflanzung. Am dritten Tage nach ſeiner Flucht kehrte der Oberſt Carey nach Hauſe zurück und hörte von der Widerſetzlichkeit ſeines Dieners, von der ſchweren Strafe, die ihm ſein Verwalter auferlegt, ſo wie von der Flucht des Mulatten und endlich, daß Adam Hawk ſich durch dieſe Handlung ſehr unbeliebt gemacht habe. Der Oberſt Carey rief ſeinen Verwalter zu ſich — hörte ſeinen Bericht über die Sache an — zahlte ihm ſein Gehalt bis zu Ende des Jahres aus und entließ ihn aus ſeinem Dienſte, indem er als ſeinen Grund angab, er könne nicht mit gutem Gewiſſen als Aufſeher über ſeine Leute einen Mann behalten, der ſeine Macht durch eine ſolche ekelhafte Handlung der Strenge mißbrauche, und der in Folge dieſer Handlung ein Gegenſtand der ſtarken und natürlichen Abneigung für die Leute geworden, über die er die Aufſicht führen ſollte. Da er ſpäter hörte, daß der Richter Waſhington eines Verwalters bedürfe, und da er nicht wollte, daß Adam Hawk und beſonders ſeine Frau, welche die Amme ſeiner einzigen Tochter war, durch den Verluſt

seiner Stelle Mangel leiden sollte, so besuchte der Oberst Carey den Richter Washington, und nachdem er ihm die Sache in Betreff der Entlassung Adam Hawk's aus seinem Dienste erzählt hatte, empfahl er ihm den sehr brauchbaren Verwalter. Der Richter Washington nahm endlich Adam Hawk in seine Dienste, sagte ihm aber vorher, daß ein solcher Mißbrauch auf seinem Gebiete nicht würde geduldet werden. Da sind wir ein wenig von unserem Hauptgegenstande, nämlich von Abram Pepper abgekommen. Viele Jahre nach diesem Ereignisse, als man den Mulatten längst für todt gehalten, wurde der Capitain Carey, der einzige Sohn des Obersten Carey überfallen und ermordet. Niemand konnte errathen von wem. Keine Seele argwöhnte damals, daß der lange vermißte Mulatte im Geringsten mit dem Verbrechen in Verbindung stehe. Sie wissen bereits, daß sein Tod dem Obersten Carey das Herz brach — er überlebte den Verlust seines geliebten Sohnes nur zwei Monate. Anderthalb Jahre nach dieser Zeit wurde die junge, schöne und höchst liebenswürdige Mary Washington, das einzige noch übrige Kind des Obersten Carey auf geheimnißvolle Weise ermordet. Noch hatte Niemand, mit Ausnahme eines Negers, welcher schwieg, den Mulatten in Verdacht — und wie sollte man es auch? Er hatte vor seiner Flucht keine Drohungen angewendet, und jetzt war er völlig vergessen. Alle Bemühungen der Polizei, den Mörder zu entdecken, waren vergebens.

Der Richter Washington, der die schmerzlichen Erinnerungen von Prospect Plains nicht ertragen konnte, begab sich mit seiner ganzen Familie zu seiner neuen Pflanzung auf der sonnigen Insel. Dort blieb seine Familie zehn Jahre, während er zwischen der Insel und dem Festlande hin und herfuhr, wie Pflicht und Neigung ihn bestimmten. Ich denke, zunächst nach der Vorsehung ist es besonders ihrem Aufenthalte auf der Insel zuzuschreiben, daß Virginia nicht auch als ein Opfer dieses geheimen und tödtlichen Hasses gegen ihre ganze Familie fiel."

Hier wurde die weitere Erzählung Theodor Hervey's durch den Eintritt der Krankenwärterin unterbrochen, welche ankündigte, daß ihre Patientin wach sei und Mr. Hervey erwarte. — Theodor stand sogleich auf, verneigte sich gegen Lord Cliffe und folgte der Frau die Treppe hinauf.

Neuntes Kapitel.

Die Versöhnung.

Als Mr. Hervey in das Zimmer trat, fand er Magdalena auf einem Lehnsessel sitzend und so viel besser aussehend, daß er mit einer plötzlichen Regung der Ueberraschung und der Freude zurückfuhr.

Sie streckte ihm ihre Hand entgegen und lächelte sehr zärtlich. Und o! als dieses bekannte Lächeln ihn anstrahlte, stand sein Herz still und sein Kopf schwindelte! Er faßte sich wieder, ging zu ihr, nahm die angebotene Hand, beantwortete ihr Lächeln ebenfalls mit einem Lächeln und sagte in ruhigen, sehr leisen Tönen:

„Ich bin so froh, Sie endlich auf zu sehen, meine liebe Magdalena! Ist dies das erstemal, daß Sie aufgestanden sind?“

Und während er diese Frage that, zog er einen Stuhl an ihre Seite und setzte sich darauf nieder.

„Nein — gestern stand ich zum erstenmal auf und saß am Vormittage eine Stunde auf — diesen Morgen war ich wieder eine Stunde auf und jetzt bin ich heute zum zweitenmale aufgestanden. Morgen hoffe ich den ganzen Tag aufbleiben zu können. Lieber Freund, es wird schnell besser mit mir. Aber Sie, Theodor — Sie waren krank! Ihr Aussehen zeigt es in der That! Was ist Ihnen begegnet? — Und wie befinden Sie sich jetzt? Ganz hergestellt, hoffe ich?"

Magdalena sprach mit so langsamer und leiser Stimme, wie sie mit Sicherheit anwenden konnte.

Theodor schwieg einen Augenblick, indem er seine Hand vor die Stirn drückte und erwiederte dann:

„Mein Kopf hatte gelitten — jetzt ist mir besser. Aber wir wollen von Ihnen selber reden, liebe Magdalena. Wie haben Sie sich hier während der Woche meiner Abwesenheit in Ihrem Krankenzimmer beschäftigt?"

Ein seltsames Lächeln zeigte sich in Magdalenens Gesichte — sie fuhr mit ihrer Hand über die Stirn und entgegnete langsam:

„Mit Träumereien und Visionen."

„Kehren die Gewohnheiten Ihrer Kindheit zurück, Magdalena?"

„Das nicht gerade. Doch diese kindlichen Visionen und Ahnungen — sind sie nicht fast gänzlich erfüllt worden!" rief sie schaudernd und bläßer werdend, als vorher.

„Was ſagen Sie, Magdalena?“

„Nichts! ich meine — ich bin verwirrt! Es iſt etwas, was ich Ihnen vielleicht einſt erzählen werde — wenn ich es ertragen kann — wenn ich es ertragen kann! Aber, Theodor, ich glaube an Ahnungen — wenn auch nicht auf die Weiſe, wie die Leichtgläubigen ſie gewöhnlich nehmen.“

„Wie, liebe Magdalena?“

„Ich glaube, daß manche Geiſter in ihren eigenthümlichen Phaſen die Macht haben, unbeſtimmt und geheimnißvoll und wie durch ein verdunkeltes Glas die Schatten mächtiger Dinge in der fernen Zukunft zu erkennen. Ich denke, daß die plötzlichen Schatten der unerklärlichen Schwermuth, die ſich unſerer gleich einer Sommerwolke, bemächtigen, in der That von etwas in der unbekannten und entfernten Zukunft ausgehen mögen. Aber in dieſer Hinſicht unterſcheidet ſich mein Glaube an Ahnungen von dem anderer Perſonen. Ich denke, ſie erheben ſich als Warnungen nicht als Prophezeihungen. Sie deuten nicht ein unumſtößliches Geſchick an — ſie weiſen auf Gefahren in der dunklen, ungeſehenen Zukunft hin — auf Gefahren, um deren Abwehr wir beten und gegen die wir ſelber anzukämpfen vermögen — Gefahren, welche Gott abwenden kann. Sie werden lächeln, daß ich von dem rede, was man gewöhnlich für einen gemeinen Aberglauben hält — ſo aber ſah ich es nie an. Ich glaube, daß die Ahnung oder das Vorgefühl eine

verfeinerte und gewiſſere Wahrnehmung der unentwickelten Wahrſcheinlichkeiten iſt und nicht eine Prophezeihung des vorherbeſtimmten, unveränderlichen Schickſals. Alle Jahre meiner Kindheit, Theodor, wurden durch eine furchtbare Ahnung verdunkelt, die, wie ich weiß, aus einer tiefen, angebornen, unentwickelten Selbſtkenntniß hervorging — der Prophezeihung verwandt, und o, mein Gott! faſt erfüllt! der Schatten der Wolke hat ſich auf mein Haupt niedergeſenkt! Aber der Sturm iſt vorüber — die ärgſte Gefahr iſt überſtanden!"

Sie ſchwieg aus Erſchöpfung oder zu tiefem Nachdenken, während Theodor ihre Hand faßte und ihr Geſicht beobachtete. Jene ängſtliche Prüfung war genügend; er ſah, daß ſie in der That viel ſtärker war — er dachte, ſie würde bald im Stande ſein, die Mittheilungen zu ertragen, die er ihr zu machen hatte; aber um ſie von dem ernſten und düſteren Gegenſtande ihres Nachdenkens abzuwenden, ſagte er:

„Sie ſagen, Ihre einſamen Träumereien der vergangenen Woche waren unähnlich denen Ihrer Kindheit? Nach Ihrer Beſſerung zu urtheilen, waren ſie angenehmer."

Magdalena erhob ihre Augen lächelnd zu ihm und ſagte:

„Ja, ich will Ihnen Alles mittheilen. Sie müſſen wiſſen, ſeit einer Woche bin ich einer optiſchen Täuſchung hingegeben — und zwar von ſo angenehmer

Beſchaffenheit, gleich einem lieblichen Traume oder vielmehr gleich einer Reihe von lieblichen Träumen, daß die Wirkung ſehr günſtig für meine Herſtellung geweſen iſt.“

Theodor ſtutzte, es ging ihm ein Licht auf hinſichtlich dieſer optiſchen Täuſchung. Magdalena beobachtete ihn und fuhr fort:

„Ja, iſt es nicht ſeltſam? Ich denke, es iſt meine lange Krankheit und der Zuſtand meiner Nerven, der dieſe angenehme Täuſchung hervorgebracht hat — denn obgleich es nur eine Täuſchung iſt, iſt es ſehr befriedigend!“

„Nun, liebe Magdalena?“

„Ich will es Ihnen ſagen. Ich hatte einen Freund — einen ſehr theuren Freund — einen Buſenfreund — ein zweites Selbſt — ich hatte einen unglücklichen Streit mit dieſem Freunde meiner Seele — einen Streit, der mich Jahrelang wahnſinnig machte. Kürzlich hörte ich, daß ein gewaltſamer Tod ſeinem Leben ein Ende gemacht — das war es, was meine ſchwere Krankheit verurſachte! Dann hörte ich, wie dem widerſprochen wurde — er lebte — und das war es, was meine Geneſung verurſachte! Seitdem habe ich dagelegen und geträumt, meinen Freund zu ſehen, wie die Beraubten träumen, die Todten wieder lebend zu ſehen — denn ich wußte, daß ich ihn nie wieder lebendig ſehen würde — denn eine Kluft, tief und dunkel, wie der Tod, trennt uns. Nun, denken

Sie nur, an dem letzten Tage, als Sie hier waren — an dem Tage, als Sie mir von den Gedichten der Mrs. Hemans vorlasen — es ist gerade eine Woche her — da versank ich spät Nachmittags in einen Schlummer, und als ich nach einer Weile erwachte, sah ich so deutlich, als wenn er wirklich da gewesen wäre, meinen Freund bei mir sitzen und mich mit zärtlichen Augen ansehen — und als ich mich bewegte, entfernte sich die Erscheinung! Nun, jeden Tag um dieselbe Stunde habe ich beim Erwachen aus dem Schlummer dieselbe Erscheinung gesehen. Heute um Mittag schlummerte ich ein. Ich erwachte, und da war die Erscheinung wieder und diesmal blieb sie länger, als gewöhnlich."

„Und denken Sie denn wirklich, Magdalena, daß es eine optische Täuschung war?"

„Natürlich, denn so phantastisch ich bin, glaube ich doch nicht, daß es sein Geist war. Ueberdies denken Sie nur die Zeit, zu welcher sich diese Vision immer darstellte, gerade in dem Augenblick meines Erwachens, in dem Halbdunkel des Traumes und der Wirklichkeit und in dem verdunkelten Zimmer — und dann verschwand es immer mit dem letzten Schatten meines Schlummers."

„Doch Sie sagen, diese Täuschung war so befriedigend! sind bloße Täuschungen jemals wirklich befriedigend?"

„O, ja, wissen Sie denn das nicht?"

Sie war noch weit entfernt, die Wahrheit zu vermuthen. Er ſtand auf und trank ein wenig kaltes Waſſer; er wünſchte völlig kalt und ruhig zu ſein, damit ſeine Aufregung nicht auf ſie übergehen möge — er nahm ſeinen Sitz wieder an ihrer Seite ein, faßte ihr Handgelenk, legte ſeinen Finger auf ihren Puls und ſagte:

„Magdalena, war keine Möglichkeit vorhanden, daß die vermeintliche optiſche Täuſchung eine Wirklichkeit geweſen?“

Der Puls ſchlug heftig und hielt dann inne. Magdalena wurde todtenblaß, neigte ſich vorwärts, ergriff ſeinen Arm und ſah ihn lebhaft an. Er fuhr fort:

„War keine Möglichkeit vorhanden, ſage ich, daß die vermeintliche Erſcheinung ein liebevoller Wächter Ihres Schlummers ſein konnte, der, um Sie nicht zu überraſchen und zu ſtören, ſich bei den erſten Zeichen des Erwachens leiſe entfernte?“

Ihr Blick wurde lebhaft, Ihre Wange blaß, ſo daß er fühlte, er müſſe ſogleich die Ungewißheit beſeitigen, die jetzt gefährlicher war, als die vollſtändige Nachricht es ſein konnte.

„Magdalena, Ihre Viſion iſt eine Wirklichkeit — Lord Cliffe befindet ſich in Boſton; er iſt in dieſem Hauſe; er hat in dieſer Woche häufig an Ihrem Bette geſeſſen. Er war es wirklich und nicht ein Bild von Ihrer halbſchlummernden Phantaſie heraufbeſchworen.“

Magdalena ließ seinen Arm los, ihre Hände sanken nieder, ihre Augen schlossen sich und sie sank überwältigt, aber nicht ohnmächtig auf ihren Stuhl zurück. Theodor sprang zum Tische hin, schenkte ein Glas Wasser ein, legte seine Hand in ihren Nacken, erhob ihren Kopf und setzte das Wasser an ihre Lippen. Sie trank ein wenig und machte eine Bewegung, das Glas zu entfernen. Er setzte es nieder und kehrte zu ihr zurück.

„Sagen Sie mir mehr!" sagte sie.

Theodor nahm seinen Sitz wieder ein und sagte.

„Er kam vor einer Woche hierher, Magdalena. Erinnern Sie sich nicht, daß am letzten Tage vor meiner Krankheit, als ich bei Ihnen war, mir eine Karte gebracht wurde und ich das Zimmer verließ?"

„Ja — ja!"

„Es war Lord Cliffe's Karte und ich fand ihn meiner wartend im Besuchzimmer. Er hatte kürzlich von Ihrem Aufenthalte in Boston und von Ihrer Krankheit gehört und kam hierher, um Sie aufzusuchen. Theuerste Magdalena, er theilte mir mit, daß er ein Recht habe, in dieses Zimmer eingelassen zu werden." Magdalenens Gesicht röthete sich und Theodor beeilte sich hinzuzufügen: „Er erzählte mir von Ihrer geheimen Trauung in einem Dorfe in der Nähe von Norfolk, und daß Sie zusammen die Reise durch Europa gemacht."

„Er sagte Ihnen das!" rief Magdalena mit

Bitterkeit, indem ſie ihr Geſicht mit beiden Händen bedeckte.

„Ja, theure Magdalena! er ſah, daß ich Ihr Freund bis zum Tode bin, wenn es nöthig iſt — und er wußte, daß er mir vertrauen dürfe und ſah überdies, daß es unvermeidlich war. Sonſt würde ich es verhindert haben, daß er Sie geſehen hätte; und ſo ſagte er mir, daß Sie ſeine Gattin wären — wenn Sie einwilligten, es zu ſein; denn ſonſt wäre ein Mangel in der Trauungsceremonie, welcher angewendet werden könne, um die Ehe aufzuheben.“

„Sagte er das?“ rief Magdalena, indem die lebhafte Freude durch die ſtreitenden Regungen hervorbrach und ihr Geſicht auf einen Augenblick erhellte. Dann umwölkte ſich wieder ihre Stirn, als ſie bei ſich ſelber dachte: „Ja, aber wenn er Alles weiß — Alles, was ich zu geſtehen habe — daß es meine Rache war, die den Mörder gegen ſein Leben bewaffnete, welches er beinahe verloren, wie dann? O! ich werde ihn wenigſtens ſehen — ja, bald — und an ſeiner Bruſt ihm meine Leidenſchaft, meine Schuld und meine Leiden mittheilen und um Vergebung flehen! — Theodor, wann ſoll ich ihn ſehen?“

„Sobald Sie ſtark genug dazu ſind — ich meine, ſobald Sie gefaßt genug ſind, um die Zuſammenkunft ertragen zu können.“

„Nun, ſo laſſen Sie es jetzt geſchehen, Theodor! denn ich werde jeden Augenblick, während ich warte,

aufgeregter werden. Geben Sie mir gefälligst ein Glas Waſſer.“

Sie nahm das Glas aus ſeiner Hand, leerte es, gab es zurück und ſagte dann:

„Theodor — nein — keine haſtige, trotzige Botſchaft von mir an ihn — das würde ſich ſchlecht von mir ſchicken! Gehen Sie zu Lord Cliffe, Theodor, und ſagen Sie ihm, daß ich warte, um ihn zu empfangen, wenn es ihm bequem iſt.“

Sie ſah ſo blaß, ſo ſanft, ſo ungleich ihrem früheren Selbſt und doch dabei ſo ſchön aus, daß er zu ihren Füßen hätte niederfallen und ſie anbeten können. Er wagte ſie keinen Augenblick länger anzuſehen, ſondern eilte auf ihren Befehl aus dem Zimmer.

Magdalena blieb, ihr Geſicht geſenkt und ihre Hände wie zum Gebet gefaltet, auf dem Lehnſeſſel ſitzen.

Einige Minuten vergingen und dann öffnete ſich raſch die Thür und Lord Cliffe trat ein.

Sie hörte ſeine Fußtritte und erhob ihren Kopf, um jenes bekannte, zärtlich geliebte Geſicht und jene hohe Geſtalt noch einmal wieder anzuſehen.

Seine Geſtalt war majeſtätiſch und graziös wie immer, aber ſein Geſicht blaß und voll tiefer Bewegung. Und o! beim erſten Anblick ſeines lebendigen Selbſt kehrte ihre frühere zärtliche Neigung in ſtürmiſcher Fluth zurück und mit einem plötzlich überwältigenden Impulſe ſprang ſie auf und warf ſich an ſeine

Bruſt. Er ſchloß ſie in ſeine Arme — drückte ſie an ſein Herz und küßte wiederholt ihre blaſſen Lippen und ihre noch bläſſere Stirn. Sie weinte krampfhaft an ſeiner Schulter — ihre ganze Geſtalt wurde erſchüttert. Eine Zeitlang wurde kein Wort geſprochen, bis er endlich flüſterte:

„Magdalena — Du haſt mir verziehen — ich weiß und fühle es, Theuerſte — aber — ſage es mir ſelber!“

Sie verſuchte zu antworten, aber ſie wurde durch Schluchzen unterbrochen. Sie verſuchte noch einmal zu antworten, aber es gelang ihr nicht.

Er drückte ſie feſter an ſeine Bruſt und flüſterte beſänftigend:

„Theuerſte Magdalena, verſuche noch nicht zu reden. Weine nur, meine Liebe, weine nur, es wird Dir wohl thun. Vergieße alle Deine Thränen und laß es die letzten ſein, die Du je zu vergießen haſt.“

Sie zitterte ſo ſehr, daß er ſie auf das Sopha niederſetzte, ſie noch mit ſeinen Armen umſchlungen hielt, und ihren Kopf an ſeiner Bruſt ruhen ließ. Wieder verſuchte er zu reden und mit einer Stimme, die häufig von Schluchzen unterbrochen war, rief ſie:

„O, Clinton, wenn Du Alles wüßteſt — wenn Du Alles wüßteſt! Ich habe Dir ein Geſtändniß abzulegen, welches uns vielleicht — ja, gewiß auf immer wieder trennen muß!“

Und heftiges Schluchzen unterbrach ihre weitere Rede.

Ich weiß nicht, welcher ſchwarze Verdacht dem Geliebten ihres Herzens in den Sinn kam, aber es war nicht der rechte — denn ſein Geſicht veränderte ſich, aber er beherrſchte ſich und entgegnete:

„Magdalena! rede nicht eher ein Wort, als bis Du gefaßter biſt.“

„Ja, ja, ich muß, bis Du den Kuß der Verzeihung auf meine Stirn drückſt — wenn das geſchehen kann — jeder andere Kuß brennt!“

Und in leidenſchaftlichen, qualvollen Tönen theilte ſie ihm die ganze ſchreckliche Geſchichte von dem Leben ihres Herzens in den letzten vier Jahren mit — ihren Ehrgeiz — ihre Liebe — ihre Eiferſucht — ihre Verzweiflung — ihre Rache — und ihre Reue!

Er hörte die ganze entſetzliche Geſchichte zu Ende und ließ die ganze Zeit über ihren Kopf an ſeiner Bruſt ruhen. Endlich drückte er ſie feſter an ſein Herz — theilte ihr dunkles Haar auf der Stirn, drückte ſeine Lippen darauf und ſagte:

„Dies iſt der Kuß der Verſöhnung — das andere Wort iſt unzuläſſig zwiſchen uns Beiden, Magdalena. Uebrigens haben wir Beide gegen Gott geſündigt — laß uns ihn um Vergebung anflehen.“

„Gott wolle mir verzeihen! aber wie kannſt Du?“

„Theure Magdalena, Dein Zorn —“

„O! ich war nicht zornig — ich hatte nicht dieſe Entſchuldigung.“

„Dein Haß war ſehr gerecht, und ich durfte nur ſelber gerecht ſein, um alle Deine Rache zu entwaffnen. Laß uns nicht mehr davon reden! Gütiger Gott, ich war es, der Dich zu dieſem Abgrunde der ſchrecklichen Schuld führte.“

Beide ſchwiegen eine Weile, um ſich zu faſſen und die gewohnte Selbſtbeherrſchung wieder zu erlangen, wodurch ſich Beide auszeichneten. Lord Cliffe brachte den ganzen Nachmittag in ihrem Zimmer zu und verließ es endlich in Folge der Aufforderung der Krankenwärterin, die darauf beſtand, daß ihre Patientin ſchon zu lange auf geweſen ſei. Als Lord Cliffe Magdalena verließ, ſuchte er Theodor Hervey auf, den er beſchäftigt fand, die Briefe des Richter Waſhington zu beantworten.

Am nächſten Morgen wurden Magdalena und Clinton nach dem Ritus der biſchöflichen Kirche getraut. Theodor Hervey verrichtete die Ceremonie und der Arzt und ſeine Gattin waren als Zeugen bei der Trauung zugegen.

Als dieſelbe vorüber war, nahm Theodor von dem jungen Paar Abſchied und verließ in Geſellſchaft der Warrens das Hotel. Er hätte ſich gern von dem Tage an aus Magdalena's Geſellſchaft entfernt, da er aber fürchtete, durch einen Verdacht von ſeinen hefti-

gen Leiden ihren Frieden zu ſtören, ſo beſuchte er ſie mit ſeiner gewohnten Aufopferung wie gewöhnlich.

Von dem Tage an gewann Magdalena ſchnell wieder Geſundheit und Stärke. Eine Woche verging und darauf begann Lord Cliffe von ihrer Abreiſe nach Richmond zu reden, wo er den Richter Waſhington wiederzuſehen und einige Geſchäfte abzuſchließen wünſchte, ehe er nach Europa gehe, als eines Morgens ein Ereigniß geſchah, welches für jetzt ſeine Pläne veränderte. Sie ſaßen mit einander im Beſuchzimmer — Magdalena, Lord Cliffe und Theodor Hervey, als die Thür aufging und der Richter Waſhington, Virginia und Mr. Carey angemeldet wurden und in's Zimmer traten. Lord Cliffe und Mr. Hervey ſtanden auf, um ihre Gäſte zu empfangen — aber Virginia eilte auf Magdalena zu, umarmte ſie und brach in Freudenthränen aus. — Wie lange ſie würde geweint haben, weiß ich nicht, hätte nicht Magdalena ihre Wange geküßt, ſie ſanft auf einen Lehnſeſſel niederſitzen laſſen und ſich von ihr losgemacht.

Dann reichte Magdalena ihrem Gemahl die Hand, der an ihrer Seite ſtand und ſie jetzt dem Richter Waſhington als ſeine Gattin Lady Cliffe vorſtellte.

Richter Waſhington's Stirn wurde düſter und ſtrenge und er trat einen Schritt zurück — dies war unwillkürlich — unvermeidlich — es war ein Impuls ſeiner Natur — doch währte es nur einen Augenblick

— dann ſtreckte er ſeine Hand aus, faßte Magdalenens Hand und in mehr ernſtem als lebhaftem Tone wünſchte er ihr und ihrem Gatten viel Glück.

Dann kam Mr. Carey, drückte Magdalenen die Hand und wünſchte ihr Glück zu ihrer Geneſung.

Nun ſetzte ſie ſich nieder und die Unterredung wurde allgemein, als das Kammermädchen eintrat, um Miß Waſhington auf ihr Zimmer zu führen, wohin man ihr Gepäck getragen, damit ſie ihren Anzug verändern könne. Auf Virginia's Wunſch geleitete Magdalena ſie auf ihr Zimmer.

Als ſie fort waren, bat Richter Waſhington Lord Cliffe um eine beſondere Unterredung, worauf die beiden Herren ſich in ein anderes Zimmer begaben. Der Richter Waſhington benachrichtigte jetzt Seine Herrlichkeit, ſein Zweck, nach Boſton zu gehen, wäre nicht nur geweſen, ſeine Mündel nach Proſpect Plains zurückzubringen, ſondern auch Lord Cliffe zu bitten, ebenfalls ſogleich an den Ort zu kommen, um bereit zu ſein, Zeugniß über den Mann abzulegen, den man unter dem Verdachte, den Angriff auf ihn gemacht zu haben, verhaftet habe, und der ſich jetzt in dem Gefängniſſe der Grafſchaft befinde. Endlich wünſchte er zu wiſſen, wenn Seine Herrlichkeit in dieſen Beſuch willige, wie bald er ſich nach Virginien auf den Weg machen könne.

Lord Cliffe entgegnete, er ſelber würde zu jeder Zeit bereit ſein, aber er müſſe das Wohl ſeiner Gat-

tin befragen, deren Gesundheit noch nicht wieder so weit hergestellt sein möchte, um ihr zu gestatten, eine so weite und ermüdende Reise zu unternehmen.

Während der Richter Washington und Lord Cliffe sich in dem einen Zimmer unterredeten und Magdalena und Virginia in dem anderen, erneuerten Joseph Carey und Theodor Hervey ihre Bekanntschaft in dem Besuchzimmer. Theodor Hervey hatte immer blaß ausgesehen und eine etwas erhöhte Bläße erregte keine Ueberraschung bei seinem Freunde, der zu sehr mit seinem eigenen Glück beschäftigt war, um sich besonders beobachtend zu zeigen, besonders da er keine Ursache zum Kummer vermuthete. So erzählte Joseph Carey Theodor Hervey von seiner Liebe — zuerst von der Hoffnungslosigkeit derselben — von ihrer langen Prüfung und ihrem endlichen Triumphe und ihrer großen Belohnung — indem er mit unbewußter Grausamkeit bei seinem eigenen Glück verweilte. Theodor wünschte ihm von ganzem Herzen Glück, aber nach einer Weile sagte er:

„Aber Joseph, wie ist es mit Ihrer Mission — und wann werden sie sich verheirathen?"

Mr. Carey antwortete, er könne beide Fragen zugleich beantworten. Er wäre nach Amerika zurückgekehrt, um durch eine Reihe von Vorlesungen und Predigten das Interesse der christlichen Gemeinden für die indianischen Missionen zu erregen — es wäre seine Absicht, wieder nach Indien zu gehen und im

Frühling auf seinen Posten zurückzukehren — Virginia würde so lange ihr Großvater lebe, seine Verlobte bleiben — denn er könne Virginia nicht heirathen und sie dann verlassen und sie ebenso wenig von ihrem Großvater in seinem hohen Alter wegnehmen. Sie Beide wären darin übereingekommen und fühlten sich deshalb nicht unglücklich; sie hätten keinen Zweifel oder Furcht wegen einander, wegen ihrer künftigen Verbindung oder des Segen Gottes.

Dies erklärte Joseph Carey mit ebenso aufrichtigem, wie heiterem Geiste.

Aber Theodor Hervey faßte seine Hand, drückte sie und sagte:

„O, Joseph, da Sie und Virginia einander so lange und zärtlich geliebt haben — da Sie ihres Großvaters Einwilligung zu Ihrer unmittelbaren Verheirathung haben — können Sie Beide einwilligen, sich zu trennen und auf eine unbestimmte Reihe von Jahren so weit von einander entfernt zu sein und das Alles nur, damit sie ihre Jugend den Schwächen eines Greises widmen möge?"

„Wir halten es Beide für recht," sagte Joseph Carey.

Theodor Hervey schwieg gedankenvoll einige Minuten und sagte dann:

„Joseph, ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen! Mißverstehen Sie mich nicht, sondern willigen Sie ein, wenn es irgend möglich ist! Joseph, seit

Jahren habe ich einen Beruf zur Miſſion gefühlt. Ich habe mich demſelben nicht hingegeben, weil die menſchliche Leidenſchaft ſich meiner Seele bemächtigt hatte und ſie beherrſchte! Ich habe meine Strafe erhalten! Durch eben jene Leidenſchaft bin ich faſt bis zum Tode verwundet worden! Sie ſahen jenes Weib, welches eben mit Virginia das Zimmer verließ? Joſeph, ich habe Religion oder wenigſtens den Namen davon — aber Joſeph, ich liebte jenes Weib mehr, als den Dienſt Gottes — um ihretwillen hätte ich das Himmelreich verrathen können! Nun, Joſeph, in der letzten Woche — ja, es iſt heute gerade eine Woche — vermählte ich jenes Weib mit einem anderen Manne! Sehen Sie mich an! Laſſen Sie mich anſtatt Ihrer gehen, Joſeph! Laſſen Sie mich Ihr Amt in Indien übernehmen, heirathen Sie Virginia, bleiben Sie hier und thun Sie in dieſem Lande und unter dieſem Volke Alles, was Sie können für die fremden Miſſionen. Willigen Sie ein, Joſeph! Es iſt plötzlich, aber es iſt weiſe und gut, und Sie werden es auch dafür halten, wenn Sie darüber nachgedacht haben. Ich wünſche es lebhaft — wenn der Himmel ein Herz annehmen will, welches die Erde gebrochen hat.“

Nach der erſten Ueberraſchung und dem erſten Blicke des lebhaften Mitgefühls hörte Joſeph Carey ruhig und aufmerkſam zu; als aber Theodor aufhörte zu reden, ließ er ſeinen Kopf in tiefem Nachdenken auf ſeine Bruſt ſinken und antwortete nicht ſogleich.

„Was halten Sie von meinem Vorſchlage, Joſeph?“ fragte Theodor nach einer Pauſe.

„Ich denke, lieber Freund, wir Beide müſſen eine oder zwei Wochen Zeit haben zur aufrichtigen Selbſtprüfung, zum Gebete und zur ruhigen Ueberlegung, ehe wir wieder über dieſen Gegenſtand reden, viel weniger, ehe wir zu einem Schluſſe kommen.“

Hier wurde ihre weitere Unterredung durch den Eintritt Virginiens und Magdalenens unterbrochen und bald kamen auch der Richter Waſhington und Lord Cliffe herein.

Virginia hatte ihre Schweſter bereits von dem Vorſchlage des Richters Waſhington in Kenntniß geſetzt, und obgleich ſein Amt als Beſchützer ſeiner Adoptivtochter und Mündel durch den höheren und ſtärkeren Anſpruch eines Anderen beſeitigt wurde, hatte doch Virginia Magdalena dringend gebeten, dem Plane keinen Widerſtand entgegenzuſtellen, ſondern einzuwilligen, mit ihnen nach Proſpect Hall zu gehen.

Bei einer folgenden Unterredung zwiſchen Lord Cliffe und Magdalena willigten ſie ein, dieſe Einladung nach Proſpect Hall anzunehmen und machten den Richter Waſhington mit dieſer Entſcheidung bekannt.

In vier Tagen von der Zeit an machte ſich die ganze Geſellſchaft auf den Weg nach Virginien und Proſpect Hall, wohin wir ihnen um einige Stunden vorangehen müſſen.

Zehntes Kapitel.

Coral und Prinz.

Eine Weile haben wir uns für die Liebe und das Glück von einem Paar Liebenden intereſſirt, deren Kummer und Unruhe nicht von hartherzigen Eltern und Vormündern, ſondern von dem Uebel in ihren eigenen undisciplinirten Herzen veranlaßt wurde, und haben während der Zeit ein beſcheidenes Paar, welches uneigennütziger, treuer und beſtändiger liebte, und welches ohne beiderſeitige Schuld durch ein grauſames Mißverſtändniß beinahe zwanzig Jahre getrennt wurde, mit vollſtändiger Vernachläſſigung behandelt — dies waren Coral und Prinz.

Es war ein ſchöner, klarer und milder Wintertag, die Luft war ſtill und das Waſſer ſtill, und die Sonne ſchien warm und hell — einer von jenen Tagen, die in unſerem Himmelsſtriche zuweilen mitten im Winter eintreten — ein Junitag im Januar, wäre nicht der laubloſe Wald — als der alte Adam Hawk, einen

offenen Brief in der Hand, nach Prospect Hall ging, nach der Haushälterin fragte — welche Stelle Coral Pepper jetzt anstatt der bejahrten Polly bekleidete — indem er sie benachrichtigte, daß der offene Brief, den er in der Hand habe, von dem Richter Washington sei, welcher ankündige, daß er an dem Abend mit einer Anzahl von Gästen nach Hause kommen werde und wünsche, daß man Alles zu ihrem Empfange in Bereitschaft halte. Als der alte Adam Hawk diese Nachricht mitgetheilt hatte, wendete er sich wieder um und entfernte sich. Adam ging vom Hause geradezu in den Stall, wo er dem Kutscher befahl, den geräumigen Familienwagen in Bereitschaft zu bringen und nach Heathville seinem Herrn entgegenzufahren. Nachdem er diese Anordnungen vollendet hatte, wollte Adam Hawk nach Hause gehen, als ihm ein Bote von dem Gefangenwärter in St. Leonard begegnete, der ihm die dringende Bitte überbrachte, wenn der Richter Washington noch nicht zurückgekehrt sein sollte, so möchte er doch selber mit aller möglichen Eile zum Gefängniß kommen, denn der Gefangene wäre dem Tode nahe und wünsche ihn bei sich zu sehen, wie man glaube, in der Absicht, um ein vollständiges Geständniß abzulegen. Ohne einen Augenblick zu warten, lenkte Adam Hawk sogleich seine Schritte nach St. Leonard. Coral trat sogleich wieder in's Haus, versammelte alle Mädchen und Diener, ertheilte ihre Befehle und schickte zwei von den ersteren ab, um die

Schlafzimmer zu öffnen und zu lüften, die Bettüberzüge zu wechseln und endlich Feuer anzuzünden, damit die Zimmer nach und nach gehörig durchwärmt würden. Dann schickte sie zwei von den Dienern in den Salon, um die braunen Decken von den Möbeln abzunehmen, die Lampen mit Oel zu füllen, Feuer anzuzünden und dergleichen mehr. Endlich begab sie sich selber in die Speisekammer und die Küche, wo sie mit mehreren Gehülfinnen die endlose Arbeit begann, ein virginisches Abendessen für eine Gesellschaft zu bereiten; denn da war Schinken, Ochsenfleisch und einige Zungen früh zu sieden, damit sie kalt werden konnten, um zerschnitten zu werden — dann mußte man verschiedene Arten von Brod und Kuchen bereiten, die ebenfalls Zeit zum Aufgehen und Backen bedurften — endlich waren noch ein Welschhahn, Enten und Hühner zu braten, Austern zu dämpfen u. s. w.

Ein virginisches Abendessen für eine Gesellschaft unterscheidet sich auf keine Weise von einem Mittagessen bei einer gleichen Gelegenheit, außer durch die Abwesenheit der Gemüse und des Weins, und anstatt dessen durch die Gegenwart von Thee und Kaffee.

Es war etwa sechs Uhr Abends, als jede Vorbereitung außer dem Anzünden der Lampen beendet war. Der Tisch war in dem Speisesaale sehr elegant gedeckt. Die Feuer glühten in den Besuchzimmern und in den Schlafzimmern. Jeder Diener und jedes Mädchen war auf dem Posten und Coral wartete nur,

bis die Uhr sechs schlug, ehe sie die Lampen anzünden ließ.

Sie stand in mißmuthiger Stellung vor dem glühenden Holzfeuer in dem getäfelten Besuchzimmer, als sie Fußtritte in ihrer Nähe hörte, und sich umsehend ihren alten Freund Prinz erblickte.

Sie stutzte ein wenig und streckte ihm dann ihre Hand hin, die er herzlich drückte.

„Ich vermuthe, unser Herr ist angekommen, Prinz — ich muß mich beeilen und die Lampen anzünden."

„Nein, der Wagen ist noch fünf Meilen zurück — der Richter schickte mich zu Pferde voraus, weil er fürchtete, sein Brief möchte nicht angekommen sein. Laß mich die Lampen anzünden, Corry."

Coral dankte ihm, und als die Erleuchtung vollständig war, wendete er sich, um seine Geliebte anzusehen, und sagte mit einem tragikomischen Blicke der Bitte und des Vorwurfs:

„Ja, Corry, das ist freilich hart, daß ich zwanzig Jahre habe warten müssen, da jetzt das Mißverständniß völlig aufgeklärt ist und meine Unschuld wie ein Stern am hellen Mittag schimmert und so weiß ist, wie ein gefallenes Lamm, und Du doch noch immer so unverständig bleibst!"

„Still, Prinz. Laß mich in Ruhe. Sei nicht thöricht. Geh und sieh nach, ob das Feuer im Zimmer des Herrn noch brennt und wende auch seine

Wäſche und Kleider um, die an dem Stuhle hängen."

„Aber Coral, Kind, dies iſt in der That ſehr unfreundlich — ja, bedenke es nur, Kind! Hier warte ich dieſe zwanzig Jahre auf Dich —"

„Du hätteſt Dich zu jeder Zeit verheirathen können, ich hinderte Dich nicht, Prinz!"

„Man höre nur! ſie redet zu mir, als wenn ich ſo ganz ohne Grundſätze wäre, wie ein weißer Mann! Ich ſollte Dich verlaſſen! Nein, Coral — Prinz William Henry hält zuviel auf ſich ſelber! Du kannſt mich ſchelten, mich unrecht in Verdacht haben, wie Du ſo lange gethan, und Du kannſt mich mit Füßen treten, mich ſchlagen und ſtoßen — wie Du in figürlichem Sinne immer gethan — aber es iſt von keinem Nutzen! Ich liebe Dich doch immer wie ſonſt, ja noch mehr — kein Hund auf der Pflanzung unſeres Herrn iſt treuer, als ich — und das will viel ſagen! und Du hegteſt die ganze Weile einen ſo argen Verdacht gegen mich."

„Es iſt mir leid, daß ich Verdacht gegen Dich hegte, Prinz! aber Du handelteſt unrecht, Prinz, indem Du Deinen Verdacht gegen ihn nicht ausſpracheſt. Dadurch mußteſt Du auch denen, die Dich liebten, als ſchuldig erſcheinen. Ich mußte Verdacht gegen Dich hegen, und es brach mir faſt mein armes Herz, ja in der That, Prinz!"

„Nun ſiehſt Du, wie es war."

„Nein, das ſehe ich nicht, Prinz! Ich ſehe nur, daß Jeder durchaus recht handeln ſollte.“

„Aber ich handelte recht! Wie konnte ich gewiß ſein, wie es war! und —“

„Still, Prinz! ſtill, Prinz! Du ſollſt nicht daſtehen und Dich vertheidigen, während Du im Sack und in der Aſche Buße thun ſollteſt. Ich ſage noch einmal, ein Jeder ſollte ſeine Augen ſchließen und durchaus thun, was recht iſt, ohne darnach zu ſehen, was am Ende daraus werden wird!“

„Aber laß Dir doch erklären, wie es zuging, Corry?“

„Es iſt von keinem Nutzen, Prinz! Du haſt es mir ſchon oft genug erklärt und je mehr Du erklärteſt, deſto ſchlimmer mußte ich von der Sache denken!“

„Es war nicht, weil ich das Recht auf meiner Seite hatte, ſondern weil ich mich ſchlecht auf die Vertheidigung verſtand. Aber wenn Du nur noch einmal den Gegenſtand anhören wollteſt, ſo wollte ich ihn Dir deutlich genug vortragen —“

„Es iſt durchaus nicht nöthig, Prinz.“

„Ich will aber reden! ſo höre nur zu, Corry! Ich kannte Deinen älteſten Halbbruder.“

„Nenne ihn nicht meinen Halbbruder — er war nicht meiner Mutter Kind — und ſo glaube ich nicht, daß er überhaupt mit mir verwandt war. Ich halte mich überzeugt, daß er es nicht war. Ich möchte faſt meine ſterbliche Seele dagegen ſetzen! Niemand, der

einen Tropfen von demſelben Blut, wie ich, in den Adern hätte, könnte ein ſolcher — ein ſolcher — ich weiß keinen Namen, der arg genug iſt! Zuweilen zweifle ich, daß er überhaupt ein menſchliches Weſen war. Zuweilen denke ich, er mußte ein böſer Geiſt im Körper eines Menſchen ſein!"

„Darauf kannſt Du Dich verlaſſen, Coral. Wir alle ſind entweder gute Geiſter oder böſe Geiſter in menſchlicher Geſtalt und darin iſt kein Wunder zu ſehen — aber ich ſagte, ich habe Abram gut gekannt — beſſer als ſonſt Jemand! ich kannte ihn ſchon als Kind, und da hatte er ſchon Monate lang den Wahnſinn in ſeinem Herzen, und ließ den Groll nicht fahren. Als ich alſo hörte, wie ſchlecht er behandelt wurde —"

„Ja, aber das war nicht die Schuld meiner lieben jungen Engelsherrin, die er ſo unſchuldig ermordete."

„Freilich nicht — aber es war die Schuld jenes blutig geſinnten alten Adam Hawk's, des Verwalters ihres Vaters — und der Zorn iſt blind und wahnſinnig, wie ein toller Hund und er zerreißt eine Perſon ſo gut wie die andere. Wie ich alſo ſagte — aber Du darfſt mich nicht unterbrechen — als ich hörte, wie er behandelt worden, und wie er davongelaufen, da ſagte ich bei mir ſelber, er würde nicht eher ruhen, als bis er ſich an der Familie gerächt hätte. Ich war damals nur noch ein kleiner Knabe und Du

ein kleines Mädchen, und wir Beide hatten noch nicht daran gedacht, mit einander umzugehen. Als die Jahre vergingen und man nichts weiter von Abram hörte, und ich ein anderes wichtiges Geschäft zu besorgen hatte, da war es natürlich, daß er mir ganz aus dem Gedächtniß kam; und so war es auch, bis Marster Capitain Carey hinterlistig getödtet wurde und Niemand sagen konnte von wem, da dachte ich an Abram und an seinen Groll, und da kam mir der erste Verdacht in den Sinn, und es machte mich so unglücklich und unruhig, daß ich nicht wußte, was ich thun sollte. Zuweilen dachte ich, es wäre meine Pflicht, meine Gedanken herauszulassen, und dann wieder nicht, denn am Ende hatte ich keinen weiteren Grund, worauf ich fußen konnte, als meinen eigenen Verdacht — und endlich quälte es mich so, daß mir jedesmal fast übel wurde, wenn ich den Capitain Carey erwähnen hörte und Du hegtest schon Verdacht, daß ich etwas davon wisse und wurdest kalt gegen mich. Dann kam der Angriff auf Miß Mary, und dann, Coral, wurdest Du schwer krank, und da wurde es schlimmer und schlimmer mit mir, denn in der That, Coral, ich traute Abram eine so entsetzliche Bosheit nicht zu! ich that es nicht — überdies, mußt Du wissen, hatte ich keinen Grund dazu. Ich hatte seit Jahren nichts von Abram gehört — ich dachte in der That, es wäre ein zufälliger Schuß von einem Jäger — das dachte ich in der That, und so dachten auch Alle und Miß Mary selber."

„Ja! denn was wußte sie — der liebe Engel — von einer solchen Bosheit?“

„Nun, siehst Du, Coral, eine kurze Zeit nachher — ich kann von dem Tage, von dem schwarzen Tage nicht ohne einen Schauder reden — nun, ich sage, als die liebe Miß Mary als Opfer der Bosheit jenes Teufels fiel —“

„Und durch Deinen Mangel an Muth!“

„Nein, nein! Das war es nicht! bei meinem himmlischen Richter! Ich hegte nie den Verdacht, daß er eine böse Absicht gegen Miß Mary habe. Nun, aber nachher litt ich entsetzlich! In der That, Coral! Auch ohne, daß Du mich ganz verstießest! Ja, ich litt entsetzlich, denn der Verdacht drang mir in's Herz und es ging so fort, bis ich fast wahnsinnig wurde. Wenn der geringste Beweis vorgelegen hätte, außer meinem eigenen Gefühl, so hätte ich wohl gewußt, was ich zu thun gehabt; aber da war nichts weiter, als mein instinktmäßiges Gefühl und das hätte eben so gut ein Irrthum sein können! Und der Böse hätte mir den Gedanken in den Kopf setzen können! Und hätte ich nicht dadurch Verdacht auf Deinen Bruder bringen und Deiner ganzen Familie eine Schmach zuziehen müssen, und Dir das Herz brechen, die ich so sehr liebte! Es schien mir völlig unmöglich — sonst hätte ich mehr Licht bekommen, als ich hatte — und dann einen bösen Gedanken in meinem Herzen zu nähren,

quälte mein Gewiſſen, wie eine Blutſchuld — und da ich Niemand hatte, dem ich vertrauen konnte, denn Du täuſchteſt Dich und verſtießeſt mich, und ich wurde faſt wahnwitzig, und ich wünſchte faſt, ich wäre als ein Römer geboren, da hätte ich doch dem Prieſter beichten können, der hätte mir rathen können, und nicht wieder ſagen dürfen, was ich ihm mitgetheilt. O! ich hatte wohl hunderttauſend Gedanken, die meinen Kopf und mein Herz faſt in Stücke zerriſſen, und zuweilen dachte ich, mein Verdacht wäre eine boshafte Täuſchung des Teufels, und zuweilen dachte ich, es möchte doch Wahrheit darin ſein, aber ſo lange man nicht von ihm gehört und ſo lange er ganz verſchwunden war und nicht gefangen genommen werden konnte, dachte ich, wäre man nicht genöthigt, ſich wegen ſeines Vergehens in Gefahr zu begeben, und es wäre nicht nöthig, etwas von meinen Gedanken zu ſagen, und Deinen Bruder anzuklagen, Schande über Deine Familie zu bringen und Deine Gefühle zu verletzen. Und dann dachte ich auch, er könnte gefangen genommen werden und unſchuldig ſein, und wegen meiner böſen Gedanken könnte er hingerichtet werden — und dann wußte ich, wenn das geſchähe, würde es Dir das Herz brechen, wenn Dein Bruder ein ſolches Ende nehmen müßte, und dann wäre mir nichts weiter übrig geblieben, als meine Freiheit zu erkaufen und mir die Kehle abzuſchneiden.“

„So höre doch, Prinz! er war nicht mein Bru-

der, und Du wirſt mich beleidigen, wenn Du es noch einmal ſagſt — ſo, nun weißt Du es!"

„Gut, biſt Du jetzt nicht zufrieden, Coral?"

„Ich weiß nicht, Prinz. Ich ſollte es wohl ſein! — Armer Burſche! Du haſt ſo viel gelitten!"

„Das kannſt Du Dir denken! Ich konnte indeſſen nicht ganz ſchweigen, denn eines Tages fragte ich Mr. Hawk, was aus dem weggelaufenen Abram geworden ſei. — Da ſprang er plötzlich empor, und ich ſah, daß von dem Augenblick an ſein Verdacht erregt war. Er befragte mich, aber ich erklärte der Wahrheit gemäß, daß ich Abram nie wieder geſehen oder ein einziges Wort von ihm gehört, ſeit dem Tage und der Stunde, wo er davongelaufen! Und dabei blieb ich! So, Coral, biſt Du jetzt nicht zufrieden?"

„O, Prinz — armer Burſche!"

„Wollen wir uns jetzt nicht verſöhnen und wieder Freunde ſein, Coral?"

„O, Prinz, Du weißt, ich habe ebenſo viel dabei gelitten, wie Du — denn ſieh nur, welch' ein heiteres Mädchen ich zu ſein pflegte, und welch' ein trauriges Frauenzimmer ich ſeitdem immer geweſen bin."

„Nun, es iſt noch nicht zu ſpät, um glücklich zu ſein — wir wollen die verlorne Zeit wieder einbringen."

„O! zwanzig Jahre ſind eine lange Zeit, Prinz! zwanzig Jahre machen einen großen Unterſchied in den Gefühlen der Menſchen. Ich bin jetzt eine alte Jungfer

von fünfunddreißig Jahren — ich war erſt funfzehn, als wir uns verheirathen wollten.“

„Thut nichts — laß uns Sonntag in die Kirche gehen.“

„Es iſt jetzt nicht mehr der Mühe werth. Ich bin jetzt eine alte Jungfer,“ wiederholte Coral traurig.

„Nun, wenn auch — ich bin dieſe Zeit über auch nicht jünger geworden. Komm, Coral, komm! Willige nur ein. Geh am Sonntag mit mir in die Kirche.“

„Es iſt jetzt von keinem Nutzen, Prinz; überdies würden alle Nachbarn über uns lachen und uns zwei alte Thoren nennen.“

„Nun, ſo laß ſie lachen! Dies iſt eine traurige Welt und wer ein Lachen erregt, erfüllt eine religiöſe Pflicht — das iſt meine Meinung — überdies werden ſie nicht vierzig oder fünfzig Jahre in einem Athem über uns lachen, und ſo lange denke ich mich meines Lebens mit Dir zu freuen, Coral. Nun, antworte mir.“

„Ich werde Dir antworten müſſen, und wäre es auch nur, um Deiner los zu werden, damit Du gehſt und für die Bequemlichkeit Deines Herrn ſorgſt, bis er kommt.“

„Nun, warum thuſt Du es denn nicht?“

„Höre Prinz, ich will mit Miß Ginnie reden, wenn ſie kommt, und ſprich Du mit dem Herrn, und wenn dieſe Beiden nichts Thörichtes oder Unpaſſendes

darin finden, daß wir uns verheirathen in unserem Alter, so will ich vielleicht — wohl gemerkt, vielleicht — die Sache weiter überlegen."

„Ich danke Dir, Coral! ich danke Dir! ich wußte wohl, daß Du endlich Vernunft annehmen würdest."

„Horch! geh, Prinz! sei kein Thor! Horch, ich glaube das sind sie!" sagte Coral, als man einen Wagen den Fahrweg daherrollen hörte.

„So ist es wahrhaftig!" sagte Prinz, zu der offenen Hausthür hinauseilend.

Die ganze Gesellschaft, bestehend aus dem Richter Washington, Virginia, Joseph Carey, Lord Cliffe, Magdalena und Theodor Hervey traten in's Haus und wurden von Coral in ihrer Eigenschaft als Haushälterin empfangen, die mit einer von den Mädchen bereit stand, die Damen auf ihre Zimmer zu führen, um ihre Kleider zu wechseln. Prinz leistete den Herren denselben Dienst.

In einer Stunde saßen Alle beim Abendessen.

Ihre Tagereise war kurz gewesen, so daß sie nicht genöthigt waren, sich der Ermüdung wegen früh zur Ruhe zu begeben, und der lange Abend wurde sehr angenehm in dem Salon hingebracht.

Erst am nächsten Morgen nach dem Frühstück fragte der Richter Washington, als er in seiner Bibliothek saß, nach Adam Hawk, und man sagte ihm, er wäre am Tage zuvor hastig nach St. Leonard abge-

reiſt. Während er ſich noch nach dem Zwecke ſeiner Reiſe erkundigte, wurde er durch ein leiſes Klopfen an die Thür unterbrochen, und als er „herein" gerufen, trat Adam Hawk ſelber ein. Auf ein Zeichen von dem Verwalter entließ er ſeinen Diener und ſchloß die Thür. Der Richter Waſhington und Adam Hawk unterredeten ſich etwa eine Stunde. Ohne den Verwalter zu entlaſſen, klingelte er einem Diener und ſchickte ihn ab, um Lord Cliffe, Mr. Carey und Mr. Hervey zu bitten, ſogleich zu ihm zu kommen. Als dieſe Herren hereinkamen, bat er ſie, Platz zu nehmen, nahm ein zuſammengefaltetes, beſchriebenes Papier vom Tiſche und ſagte:

„Meine Herren, ich habe dieſen Morgen hier um Ihre Gegenwart gebeten, um Sie mit einem ernſten und wichtigen Ereigniſſe bekannt zu machen, welches uns alle von einer ſchweren und höchſt ſchmerzlichen Verbindlichkeit befreit hat. Meine Herren, der gefangene Abram Pepper, auf Mr. Carey's Zeugniß wegen des auf Lord Cliffe gemachten Angriffes verhaftet und im Verdacht anderer noch ſchwererer Verbrechen aus früherer Zeit, iſt heute vor einen höheren Richterſtuhl gerufen worden. Er ſtarb dieſen Morgen um vier Uhr im Gefängniß zu St. Leonard, nachdem er vorher ein vollſtändiges Bekenntniß aller ihm zur Laſt gelegten Verbrechen abgelegt. Ich habe hier eine beglaubigte Abſchrift von jenem Geſtändniſſe in der Hand und ſo ſchmerzlich für uns Alle das Anhören

deſſelben ſein muß, ſo werden Sie mir doch erlauben, es laut vorzuleſen.“

Dieſes Geſtändniß war eine Erzählung aller derjenigen Umſtände, womit der Leſer bereits bekannt iſt.

Während dieſe Scene in der Bibliothek vorging, ſaß Coral zu den Füßen ihrer jungen Herrin und erzählte die Geſchichte von ihren Leiden, Verlegenheiten und Bedenklichkeiten, ließ aber Alles aus, was Virginien Schmerz verurſachen konnte und ſprach nur von langen Mißverſtändniſſen und Entfremdungen, ſo wie von einer kürzlich ſtattgefundenen Verſöhnung, und fragte Miß Ginnie um Rath wegen der Schicklichkeit, ſich in ihrem Alter zu verheirathen.

„Ja, Coral, heirathe ihn,“ war Ginnie's gutmüthiges Urtheil.

An dem Morgen beabſichtigte Theodor Hervey in die Pfarrwohnung zu gehen, um ſeine Eltern und ſeine Schweſter zu beſuchen, und eine Zeitlang bei ihnen zuzubringen. Nachdem er allen Mitgliedern der Familie Lebewohl geſagt hatte, mit Ausnahme Joſeph Carey's, wollte er auch ihm die Hand reichen, aber Joſeph ſtand von ſeinem Sitze auf und ſagte:

„Nein, Theodor, ich will mit Ihnen reiten;“ und nachdem er ſich ringsum verneigt hatte, verließ er in Geſellſchaft ſeines Freundes das Zimmer.

Sie ſtiegen vor dem Stalle auf, und als ſie neben einander auf dem Wege weitertrabten, der an der

Hinterseite des Hauses vorüber und durch den Wald zu der Pfarrwohnung führte, sagte Theodor:

„Nun, Joseph, haben Sie meinen Vorschlag überlegt?"

„Ich muß Ihre Frage durch eine andere beantworten: Haben Sie Ihren Vorschlag selber reiflich in Erwägung gezogen?"

„Ja."

„Und welches sind Ihre gegenwärtigen Gefühle über diesen Gegenstand?"

„Ich bin mehr dafür, als je! ich habe mein Herz darauf gesetzt zu gehen, Joseph! Ich muß es! ich muß es! ich muß einen hohen und heiligen Beruf haben — mich mit einer Arbeit beschäftigen, die meine ganze Seele in Anspruch nimmt, oder ich werde wahnsinnig werden!"

„Verzeihen Sie mir so viele genaue Fragen, lieber Theodor, aber wohin die Neigung mich so mächtig treibt, muß ich auf allen Seiten geschützt sein, sonst möchte ich mir selber ein Glück sichern und zugleich die Rechte und Gefühle Anderer mit Füßen treten! Ich wollte also fragen: Haben Sie sich mit Ihren Eltern über Ihre beabsichtigte Unternehmung berathen? Ich weiß freilich, daß Sie volljährig sind, aber ich kenne kein Alter, welches Sie von der Pflicht befreit, bei jedem Schritte den Sie thun, das Glück Ihrer Eltern zu befragen."

„Meine Eltern sind im besten Lebensalter und einander zärtlich zugethan — sie bedürfen meiner

durchaus nicht — wenn es der Fall wäre, würde ich bei ihnen bleiben, wenn ich auch noch so sehr leiden müßte — aber es ist nicht so, und ich meinerseits darf wohl den Schauplatz meiner Handlung verändern, und mich einer Pflicht hingeben, die mich gänzlich in Anspruch nimmt! Willigen Sie nur ein, Joseph, meine Eltern werden es schon zugeben."

„Sie müssen sich erinnern, daß unser Plan — ich sage jetzt unser Plan, Theodor — der Zustimmung der fremden Missionsbehörde bedarf."

„Durch Ihren Einfluß können Sie dieselbe schon erlangen."

„Ich denke, sie werden dem beistimmen, was ich vorschlage — und ich glaube in den nächsten Jahren kann ich mit Hülfe des Herrn der Sache sehr nützlich sein, wenn ich in Amerika bleibe und versuche, das Interesse für die fremden Missionen lebendig zu erhalten. Ich denke es wenigstens — wenn die Neigung mein Urtheil nicht zu sehr bestimmt, was hoffentlich nicht der Fall ist."

Joseph Carey sprach in aller Aufrichtigkeit und Einfalt und Theodor sagte:

„Gut! dies ist also Ihr endlicher Entschluß, lieber Joseph — ich wünsche so sehr, beruhigt zu sein."

„So weit ich dabei betheiligt bin, können Sie also die Sache als abgeschlossen ansehen, so daß Sie anstatt meiner nach Indien gehen. Drücken Sie meine

Hand nicht so sehr, Theodor, es ist mir fast, als wenn ich Sie in den Tod schickte!"

„O! nicht so! ich bin nur zu froh zu gehen!"

Nach einiger weiteren Unterredung versprach Joseph Carey an die Missionsbehörde zu schreiben und seinen Wunsch auszusprechen, für jetzt seinen Posten zu Gunsten des ehrwürdigen Theodor Hervey aufzugeben und den letzteren der Behörde dringend zu empfehlen. Bald darauf erreichten sie die Thür der Pfarrwohnung. Joseph Carey wendete sich um, seinem Freunde Lebewohl zu sagen, in der Absicht nach Prospect Hall zurück zu reiten — aber auf Theodor's Einladung und lebhafte Bitte stieg er ab, trat in's Haus und brachte den Abend bei der Familie zu.

Vierzehn Tage nach dieser Zeit erhielt Joseph Carey eine günstige Antwort von dem Secretair der Missionsgesellschaft und eilte mit dem Briefe zu der Pfarrwohnung. Nun theilte Theodor Hervey zum erstenmal den Gegenstand mit. Seine Eltern waren nicht im Geringsten überrascht davon, auch mißbilligten sie seinen Vorsatz keineswegs — sie sagten, in späteren Jahren hätten sie schon selber davon gesprochen, wie passend eine solche Laufbahn für Theodor und Helene sei — denn daß Helene wünschen müßte, mit ihrem Bruder zu gehen, setzten sie voraus, und da der Bruder und die Schwester sich sehr gut zu diesem Berufe eigneten, so könnten sie nichts dagegen haben.

„Ja, Theodor," sagte Helene, ihren Arm um

seinen Hals schlingend, „ja, Theodor, Du sollst nicht allein gehen! Ich will Dich begleiten, mein lieber Bruder!“

„Aber unsere Eltern, Helene, wie kannst Du daran denken, sie zu verlassen?“ fragte Theodor, als die erste Wirkung des Erstaunens, die ihn hatte verstummen machen, vorüber war.

„Unsere Eltern sind einander Alles in Allem, Theodor. Sie bedürfen meiner nicht zu ihrem Glück — wenn ich mich an einen Fremden verheirathete, würden sie mich ebenfalls verlieren! Ueberdies lieben sie Dich so sehr, lieber Theodor, daß sie es vorziehen werden, wenn ich mit Dir gehe.“

„Ja, Theodor,“ fiel die Mutter ein, „wir werden viel glücklicher sein zu wissen, daß Helene bei Dir ist, Dich unterstützt, Dich tröstet und erheitert, selbst als wenn sie zu Hause wäre!“

„Aber Ihre beiden Kinder zu verlieren, liebe Mutter!“

„Ich habe ja Euren Vater, Kinder.“

„Und sie wird Euch auch mit der Zeit wieder haben. Ihr werdet Beide in glücklicheren Zeiten zu uns zurückkehren,“ sagte der Vater.

Es wurde noch viel darüber gesprochen — aber endlich kamen Alle dahin überein, daß der Bruder und die Schwester zusammen nach Indien gehen sollten.

Dieser Plan erhielt Joseph Carey's vollkommene Billigung.

Es war jetzt Frühling und die Missionaire, die nach Indien bestimmt waren, sollten zu Anfang des Sommers absegeln. Es wurde daher jetzt angeordnet, daß die Trauung Joseph Carey's und Virginia Washington's bald vollzogen werden solle, denn Joseph wünschte nicht nur, daß sein Freund Mr. Hervey bei der Hochzeit zugegen sein, sondern auch die Ceremonie verrichten solle. Theodor war ebenfalls sehr bereit dazu.

Lord und Lady Cliffe gaben den Bitten ihrer Freunde nach und willigten ein, bis nach der Hochzeit in Prospect Hall zu bleiben.

Am ersten Mai, in Gegenwart einer kleinen, aber auserlesenen Gesellschaft, wurden Joseph Carey und Virginia Washington von dem ehrwürdigen Theodor Hervey ehelich verbunden.

Am siebenten desselben Monats segelten Theodor und Helene Hervey nach Indien ab.

Am funfzehnten sagten Lord und Lady Cliffe ihren Freunden Lebewohl, reisten nach Norfolk und segelten von dort nach England.

Elftes Kapitel.

Schluß.

„Katastrophen, Entwickelungen und so weiter sind gewaltsame und außerordentliche Ereignisse, die nur einmal in einem Buche oder in einer Lebenszeit vorkommen — lassen Sie uns noch einen Nachblick auf die Familie thun," sagte neulich eine theure Freundin von mir; und da ihre Bitte von mehreren anderen Stimmen unterstützt wurde und da Niemand dagegen sprach, so willigte ich ein, einen kurzen Bericht von der Zeit zu liefern, als ich das Glück hatte, die Leute, für deren Glück und Unglück ich meine Leser zu interessiren versucht habe, zum letztenmale zu sehen.

Es war am ersten September und die Saison in Shannondale Springs, wo wir den Sommer zugebracht hatten, war gerade vorüber. Da wir gerade in dem heißesten und trockendsten Monat des ganzen Jahres nicht gern zu dem Staube und der Hitze von

Washington zurückkehren wollten, so sahen wir uns nach einem gesunden, abgelegenen und bequemen Landhause um, wo wir uns während des September aufhalten konnten, als unsere Aufmerksamkeit von einem großen Productenjahrmarkte, den man in einem Dorfe Namens Heathville in der Nähe der Seeküste hielt, angezogen wurde. Und da wir nie das Glück gehabt hatten, eine solche Festlichkeit zu sehen, so entschlossen wir uns, nach Heathville zu gehen, wo uns zuerst das Vergnügen und die Belehrung einer solchen Ausstellung und dann für einen Monat die Bequemlichkeit, Abgeschiedenheit und Ruhe, die wir wünschten, zu Theil werden sollte. Unsere Anordnungen waren bald getroffen und wir machten uns auf den Weg.

Es war spät am Freitag Abend, als wir in dem Hotel in Heathville ankamen, welches wir mit Gesellschaft aus allen Theilen des Staats angefüllt fanden — und zwar nicht mit fashionabler Gesellschaft, welche alljährlich die Badeörter füllt, sondern mit wohlhabenden Landwirthen, Pflanzern, Haushälterinnen und fleißigen Mädchen — alle nach Auszeichnung strebend in ihren verschiedenen Sphären — in der Landwirthschaft, in der Viehzucht, so wie in der häuslichen Manufactur und Oekonomie. Wir hörten, daß der nächste Tag, der Sonnabend, der letzte Tag des Jahrmarktes sei.

Der nächste Morgen war sehr schön und das Dorf stellte einen sehr heiteren und belebten Anblick

dar — die Straßen waren mit Menschen in ihren bunten Sonntagsanzügen angefüllt und der Rasenplatz, der das Dorf umgab, mit glänzend weißen Zelten bedeckt. In größerer Entfernung befanden sich Einzäunungen für das Vieh, welches zur Ausstellung gebracht worden war. Man sagte uns, daß Landwirthe und Pflanzer jeden Morgen zum Theil zwölf Meilen weit mit ihren Familien kämen und am Abend wieder abreis'ten. Nur die, welche aus weiterer Ferne kämen, blieben im Dorfe — einige logirten im Gasthofe, andere hielten sich in den Zelten auf.

Nach einem zeitigen Frühstück gingen wir zu dem Gebäude, welches zu der Ausstellung aufgeschlagen war.

Es war ein offener Schuppen in Gestalt eines lateinischen M, der einen mittleren Eingang und einen anderen auf jeder Seite hatte. Das Dach, anstatt aus Bretern zu bestehen, wurde aus Gesträuchen von Cedern, Fichten und Lebensbaum gebildet — die Pfosten, die das Dach stützten, waren mit glänzendem Immergrün umwunden und gänzlich davon verborgen — und das Ganze hatte das Ansehen eines mächtigen und schönen Tempels, ganz mit Laubwerk bedeckt. Ueber den Bogen, der den Haupteingang bildete, stand die Inschrift: „Freiheit und Einheit;“ über dem Eingange zur Rechten die Worte: „Freundschaft, Wahrheit, Liebe;“ über dem zur Linken: „Arbeit, Hoffnung, Geduld.“ Die Buchstaben waren aus

silbernen Sternen gebildet, die hell aus dem dunklen Laubwerk hervortraten.

In diesem Tempel der Ceres und um denselben befanden sich Schaaren geputzter Männer, Frauen und Kinder. Es war in der That eine heitere und begeisternde Scene, und wenn der Tempel in seiner Art von außen großartig und schön war, was sollte er im Innern mit allen seinen Ausschmückungen sein? Da übertraf er in der That alle Beschreibung.

Da waren Buden, ganz mit Blumen und Immergrün bedeckt oder mit Bandrollen und Flaggen eingehüllt — und hier befanden sich die schönsten Früchte und Blumen, die das Klima und der Boden hervorbringen konnte, so wie die Meisterstücke jeder Art der häuslichen Industrie, wodurch die Haushälterinnen von Virginien sich auszeichneten — nicht in Verwirrung, sondern Alles in systematischer und schöner Ordnung.

Wir wanderten durch die Ausstellung, geblendet und verwirrt von der übergroßen Fülle, und bewunderten die Meisterstücke der Geschicklichkeit und der Industrie, als unsere Aufmerksamkeit von einer kleinen Bude angezogen und gefesselt wurde, die sich durch Geschmack und Eleganz der Anordnung, so wie durch Reichthum der industriellen Ausstellung auszeichnete.

Diese Bude war in drei Abtheilungen getheilt. In der Mitte waren Gegenstände der häuslichen Kochkunst aufgestellt — ein Prämienschinken, ein Medaillenbrod, Butter, Kuchen, Eingemachtes und so weiter.

Zur Rechten waren Früchte und Blumen ausgeſtellt. Zur Linken häusliche Manufacturwaaren: Gewebe von Baumwolle, Wolle und Flachs, Decken, Strickereien und ſo weiter. Aber den Glanz dieſer Abtheilung, der Bude und vielleicht der ganzen Ausſtellung bildete eine elegante, weiße, gehäkelte Decke mit breiten, ſchönen Franzen, die ſich ſehr vortheilhaft darſtellte, weil ſie hinter der Bude ſehr geſchmackvoll aufgehängt war. In dieſer Bude befand ſich ein hübſches Mulattenmädchen mit zwei Gehülfinnen. Die erſte hatte uns den Rücken zugewendet, doch glaubten wir etwas Bekanntes in ihrem allgemeinen Ausſehen und Weſen zu bemerken. Sie wendete ſich um und wir erkannten Coral Pepper, jetzt eine wohlbeleibte, mütterlich ausſehende Matrone. Als ſie aufblickte und unſere Augen einander begegneten, lächelten wir Beide, und wir hatten ſie eben angeredet, als unſere Aufmerkſamkeit plötzlich nach einer anderen Richtung gewendet wurde.

„Das iſt ſehr ſchön! Ich bewundere es ſo ſehr, eine Mutter, noch ſo jung und ſchön, wie Mrs. Carey, von ihrem Sohne begleitet zu ſehen,“ ſagte eine Stimme neben meinem Ellbogen, und als ich mich umwendete, zu ſehen, ſchritt ein liebliches und liebenswürdiges Paar langſam und lächelnd durch die Menge auf uns zu. Es war Virginia Carey und ihr älteſter Sohn — das ſchöne Geſicht mit den klaren Augen, heiter ſchimmernd von dem Lichte der Liebe und der

ruhigen Freude, war durchaus nicht zu verkennen. Die Zeit war — wie auch sonst jeder es zu sein sich gedrungen fühlte — sehr gut gegen Virginia gewesen — sie hatte ihr Nichts genommen und ihr Alles gegeben. Ihre graziöse Gestalt hatte den vollen Umriß erlangt, der ihr gefehlt; ihr einst so glänzender Teint war delicater geworden und hatte einen Anflug von Rosa angenommen; aber ihre Wangen waren runder und ihr röthlich goldenes Haar, welches noch in herrlichen Massen von Ringellocken an jeder Seite ihres Gesichts niederhing — war jetzt von einer reicheren und dunkleren Farbe, die sich dem warmen, glänzenden Braun näherte. Sie war geschmackvoll gekleidet für diese Gelegenheit, denn sie trug ein mazarinblaues Kaschemirkleid und einen gezogenen seidenen Hut von derselben Farbe und Schattirung. In kürzerer Zeit, als ich angewendet, um sie zu beschreiben, hatte sie den Stand erreicht und mit Wärme die Hand ergriffen, die ich ihr hingestreckt, um sie zu begrüßen.

„Ist Mr. Carey hier?" fragte ich.

„Nein, er ist zu Hause mit einigen Freunden besonders beschäftigt. Auch ich würde sie heute nicht verlassen haben, wäre nicht mein Stand — aber hier ist sein Repräsentant, der, wenn auch erst zwölf Jahre alt, so gut gewachsen ist, daß er fast ebenso groß ist, wie seine Mutter. Mein ältester Sohn, Washington Carey," fügte sie hinzu, indem sie den Knaben scherzend vorstellte. „Kommen Sie diesen Abend mit mir

nach Hause, und ich will Ihnen seine drei Brüder und seine Schwester zeigen, die Ihnen alle noch unbekannt sind; aber dann kann ich Ihnen auch einige alte Bekannte vorstellen, die jetzt bei uns zum Besuch sind."

Der Leser kann sich vorstellen, daß ich mit ihr ging.

Wir machten uns früh auf den Weg und erreichten Prospect Plains bei guter Zeit. Nachdem wir unsere Reisekleider gewechselt hatten, traten wir in das Gesellschaftszimmer, welches hell erleuchtet war und worin sich damals nur drei Damen befanden, wovon ich zwei als Lady Cliffe und Helene Hervey erkannte. Die dritte war mir fremd. Lady Cliffe war noch dieselbe majestätische und imposante Frauengestalt, als welche wir sie früher gekannt haben. Helene Hervey sah so schön und gesund aus, daß ich sie kaum wiedererkannt haben würde, wäre nicht ihr eigenthümliches Gesicht, ihre dunklen Augen, Augenbrauen und Haar gewesen. Ich war überrascht und erfreut, als Helene mir als Mrs. Shields vorgestellt wurde, und meine Ueberraschung und Freude waren vollständig, als man man mir die fremde Dame, ein liebenswürdiges, geistreiches, junges Wesen als Mrs. Theodor Hervey nannte.

Als diese gegenseitigen Vorstellungen beendet waren, traten die Herren, die in Lord Cliffe, Mr. Hervey, Mr. Carey und dem Richter Washington bestanden, welcher letzterer bei seinem Silberhaar noch ein sehr gesund aussehender alter Herr war, in's Zimmer und die Unterhaltung wurde allgemein.

Sobald alle beschäftigt waren und ich mich mit Mrs. Carey in einem Winkel befand, erzählte sie mir Folgendes. Theodor und Helene Hervey wären nach einer Abwesenheit von vielen Jahren zurückgekehrt, um ihr Vaterland und ihre Eltern wieder zu besuchen. In Richmond habe Theodor die Bekanntschaft einer jungen Dame, der Tochter des Majors Lincoln erneuert, welche Bekanntschaft zu einer gegenseitigen, innigen und dauernden Achtung und Zärtlichkeit herangereift. Sie wären erst kürzlich verheirathet und würden im Frühling nach Indien gehen. Helene habe ihre kräftige Gesundheit wiedererlangt und da sich eine andere Begleiterin und Trösterin für ihren Bruder gefunden, so habe sie endlich die getreue Neigung Broke Shields belohnt. Sie wohnten bei ihren Eltern im Pfarrhause. Sie wären in die Halle gekommen, um Lord und Lady Cliffe dort zu treffen, die eben zum Besuche von England gekommen. Lord und Lady Cliffe wollten den Herbst, Winter und Frühling in Prospect Plains zubringen. Zu Anfang des Sommers wollten sie wieder nach England absegeln.

„Und wir gehen alle mit ihnen," fügte Ginnie zum Schluß hinzu, „um bei der großen Weltausstellung zugegen zu sein — wenn Gott will!"

Ende.

Druck von Oswald Kollmann in Rochlitz.

Bayerische Staatsbibliothek München